Das Kapitalzinsproblem
im Lichte des Kreislaufs der Waren und des Geldes

Eine Auseinandersetzung mit der herrschenden Zinstheorie

Inaugural-Dissertation

zur

Erlangung der Doktorwürde

einer Hohen Philosophischen Fakultät

der

Universität Marburg

vorgelegt von

Hans Marzell
aus Rosenau in Siebenbürgen

Mit 2 schematischen Darstellungen im Text

Marburg a. d. L.
1926

Digitized by the Internet Archive
in 2026

https://archive.org/details/IA41554602_0020

Das Kapitalzinsproblem

im Lichte des Kreislaufs der Waren und des Geldes

Eine Auseinandersetzung mit der herrschenden Zinstheorie

Inaugural-Dissertation

zur

Erlangung der Doktorwürde

einer Hohen Philosophischen Fakultät

der

Universität Marburg

vorgelegt von

Hans Marzell
aus Rosenau in Siebenbürgen

Mit 2 schematischen Darstellungen im Text

Marburg a. d. L.
1926

Von der Fakultät als Dissertation angenommen am 26. Februar 1926.

Berichterstatter: Geh.-Reg.-Rat Prof. Dr. W. Troeltsch.

Tag der mündlichen Prüfung: 1. März 1926.

R. UNIV.
BIBLIOTHEEK
LEIDEN

Vorwort.

Die vorliegende Arbeit ist keine Zinstheorie, sofern man unter diesem Namen einen Versuch versteht, das Kapitalzinsproblem mit Hilfe eines einzigen oder einiger weniger, ad hoc herangezogener Gedanken zu lösen. Eher noch kann sie aufgefaßt werden als der Versuch eines Beweises dafür, daß man im Interesse der Lösung des in Frage stehenden Problems irgendwelche besondere, in der Zinstheorie als sogenannte Erklärungsprinzipien fungierende Gedanken gar nicht braucht. Um diesen Beweis erbringen zu können, mußte ich mich nach einem Studium der Zinstheorien, das mich an ihrem Erkenntniswert zweifeln ließ, allerdings von den Gedankengängen dieser Theorien sozusagen wieder befreien. Ich mußte ein zweitesmal, den Kopf voller Zinstheorien und dennoch vorurteilslos, an das Zinsproblem herantreten und einen Standpunkt gewinnen, der mich erst fähig machte, das Zinsproblem so zu behandeln, wie es in dieser Arbeit geschehen ist. Schon im Titel wurde dieser Gesichtspunkt durch die Worte: im Lichte des Kreislaufs der Waren und des Geldes, bezeichnet. Sie sollen besagen, daß gewisse im genannten Kreislauf sich manifestierende volkswirtschaftliche Zusammenhänge zur Grundlage einer Lösung des Zinsproblems gemacht wurden.

Wenn es wahr ist, daß die Volkswirtschaft ein Beziehungsgebilde ist, und also das Objekt der ökonomischen Theorie die Beziehungen der Einzelwirtschaften zueinander sind, dann liegt der Gedanke, auch bei der Beantwortung der den Zins betreffenden Fragen einmal diese Beziehungen ins Auge zu fassen, sehr nahe. Daß ich ihn in dieser Arbeit habe verwirklichen können, verdanke ich meinem verehrten Lehrer Herrn Geh. Reg.-Rat Professor Dr. W. Troeltsch, der auf meinen Vorschlag bereitwilligst einging. Das von einem väterlichen Wohlwollen getragene Interesse, mit dem Herr Geheimrat Troeltsch den Werdegang aller seiner Schüler verfogt, habe auch ich nicht nur bei der Abfassung der vorliegenden Arbeit, sondern während meines ganzen Studiums dankbar empfunden.

Marburg a. d. Lahn, im Januar 1926.

Hans Marzell.

Inhalt.

Seite

I. Begriffsbestimmung und Terminologie 1
II. Der Ertragszins als Objekt der ökonomischen Theorie 6
III. Der Kreislauf der Waren und des Geldes 11
IV. Das Zinsproblem oder die vier den Zins betreffenden Fragen 28
1) Was ist der Zins? 28
2) Wie wird der Zins realisiert? 28
3) Woher stammt der Zins? 45
4) Warum existiert der Zins und warum empfängt ihn der Kapitaleigentümer? 46
V. Die Zinstheorien 47
1) Die Denkweise der Zinstheorie 48
2) Die Produktivitäts- und die Mehrwerttheorie 51
3) Die Äquivalenztheorien 52
4) Die Theorie Böhm-Bawerks 55
5) Die Theorie Schumpeters 59
VI. Ergebnis 60

I. Begriffsbestimmung und Terminologie.

Soll über ein Objekt, das aus irgendwelchen Gründen zum Gegenstande wissenschaftlicher Betrachtung geworden ist, etwas ausgesagt werden, dann muß zunächst dieses Objekt begrifflich erfaßt sein. Die Begriffsbestimmung oder Definition ist ein Urteil, in welchem die Bedeutung eines einen Begriff bezeichnenden Wortes angegeben wird. Daher muß die Bedeutung des Wortes Kapitalzins durch ein Urteil erhärtet werden, welches aussagt, was unter diesem Namen zu verstehen ist und welche Merkmale jene unter dem Namen Kapitalzins begrifflich erfaßte Erscheinung der empirischen Wirklichkeit in sich vereinigt. Das aber soll geschehen indem wir sagen: Der Kapitalzins ist das für die leihweise Überlassung eines Kapitals an den Darlehnsgeber entrichtete Entgelt, wobei unter Kapital verstanden sei der in der Volkswirtschaftslehre allgemein geläufige Begriff des Kapitals im privatwirtschaftlichen Sinne, also alle sachlichen beweglichen Wirtschaftsobjekte, die dem Erwerb, d. h. der Erzielung eines Ertrags dienen.

Ein Kenner der Zinsliteratur wird hier sofort einwenden: Diese Definition ist zu eng. Sie paßt wohl für den Darlehnszins, dagegen fallen alle anderen Zinsformen, wie Mietzins, Pachtzins und der sog. ursprüngliche Zins, außerhalb des Rahmens dieser Definition. Soweit dieser Einwand sich auf den sog. „ursprünglichen" Zins bezieht, ist er durchaus berechtigt. Jedoch wird sich zeigen, daß diese Zinsart mit dem Darlehnszins begrifflich derartig eng verknüpft ist, daß sie unabhängig vom Darlehnszins gar nicht gedacht und daher als eine vom Darlehnszins abgeleitete Form des Zinses in die Definition erst einbegriffen werden kann, wenn der primäre Begriff Leihzins bereits feststeht.

Soweit Pacht für die Benutzung von Grundstücken entrichtet wird, fällt sie unter die Kategorie der Bodenrente und kann hier außer acht gelassen werden. Bleiben noch der sog. ursprüngliche Zins und der Mietzins.

Ursprünglich — wenn dieses Wort in diesem Zusammenhang einen vernünftigen Sinn haben soll — kann eine Zinsform nur sein

im Verhältnis zu einer anderen, die ihr gegenüber als nichtursprünglich erscheint. Diese andere Form aber kann nur der Leihzins sein. Und zwar bezeichnet man im Gegensatz zum Leihzins, der stets das Produkt eines Darlehnsgeschäftes ist, mit diesem Namen jenen Zins, der unabhängig von einem Darlehnsgeschäft in der Hand eines Kapitaleigentümers irgendwie entsteht. Der Gedankengang bei dieser Unterscheidung ist klar und einfach. Man kann ein Kapital entweder verleihen, dann empfängt man dafür Darlehnszinsen, oder man kann selber damit arbeiten, dann wirft es sog. ursprünglichen Zins ab. Dieser kann also nur entstehen in der Hand selbständiger erwerbstätiger Personen, die ihr Kapital selbst verwenden, statt es zu verleihen. Während also der Empfang sog. ursprünglichen Zinses an die Ausübung irgendeiner Erwerbstätigkeit des Kapitaleigentümers geknüpft ist, bleibt der Bezug von Darlehnszins davon unabhängig, sofern man nicht den Akt des Verleihens einer Geld- oder Gütersumme als Erwerbstätigkeit bezeichnen will. Selbständig erwerbstätig sein aber bedeutet, ein Geschäft auf eigenes Risiko betreiben, Unternehmer sein. Der Unternehmer gewinnt nun in der Regel aus seinem Geschäft einen Reinertrag, dem man es auf den ersten Blick nicht ansieht, daß er Zins ist oder Zins enthält. Wie wird dieser Reinertrag bzw. ein Teil dieses Reinertrages zu Zins? Sehr einfach. Der Unternehmer sagt sich: Wenn sich zum herrschenden Zinsfuß Leihkapital mit x Prozent verzinst, dann kann ich mir für mein eigenes Kapital eine adäquate Summe ebenfalls als Zins zurechnen. Bleibt ihm nach Durchführung dieser Rechnung von seinem Reinertrag noch etwas übrig, so nennt er den Rest nach Abzug eines gleichartig berechneten Arbeitsentgelts und einer etwaigen Bodenrente Unternehmergewinn und freut sich, daß er mehr erzielt hat, als wenn er sein Kapital bloß verliehen hätte. Diese Rechnung des Unternehmers ändert natürlich nichts an dem Charakter jenes dem Kapital zugerechneten Ertragteils. Nach wie vor bleibt der „ursprüngliche“ Zins Teil des Reinertrags der Unternehmung, ist etwas vom Darlehnszins Grundverschiedenes und entsteht, volkswirtschaftlich betrachtet, an einer ganz anderen Stelle als der Darlehnszins. Dieser kommt zur Welt auf dem Geld- und Kapitalmarkt und ist vorweg vertraglich festgelegt, jener bei der Geschäftstätigkeit des Unternehmers. Zweckmäßigerweise kann diese Zinsart daher definiert werden als der unter Zugrundelegung des jeweiligen Zinsfußes für gleichartiges Leihkapital dem in einer Unternehmung investierten Eigenkapital zugerechnete Teil des Reinertrags der Unternehmung.

In dem Worte „Zinsfuß“ enthält nun aber diese Definition bereits den Begriff „Leihzins“. Denn der Begriff Zinsfuß ist ohne den Begriff Leihzins nicht denkbar. Indem der Unternehmer also seine Rechnung anstellt, setzt er den Leihzins schon voraus. Dieser Rechnung aber verdankt der „ursprüngliche“ Zins überhaupt seine Entstehung; zwar nicht als Teil des Reinertrags, aber doch als Zins, denn, angenommen es gäbe keinen Zinsfuß und eo ipso auch keinen Leihzins, was für eine Veranlassung sollte dann der Unternehmer noch haben, aus seinem Reinertrage einen Teil als Zins auszuscheiden? — Geschieht das aber nicht, und es kann nur geschehen, indem der Leihzins vorausgesetzt wird, dann gibt es zwar noch Reinerträge, aber keine „ursprünglichen“ Zinsen mehr. Wie sollte die Menschheit überhaupt jemals zur Vorstellung „Zins“ gekommen sein, wenn es ein Darlehnsgeschäft und damit einen Darlehnszins nie gegeben hätte? — Weil historisch sich der Begriff „Zins“ am Darlehnszins entwickelt hat, kann man den sog. ursprünglichen Zins gar nicht denken, ohne daß man dabei implicite und gleichzeitig den Begriff Leihzins denkt, und deshalb ist der „ursprüngliche“ Zins rein begrifflich betrachtet eben nicht ursprünglich, sondern sekundär abgeleitet. Die Bezeichnung „ursprünglich“ ist daher irreführend, sofern nicht jedesmal, wenn sie gebraucht, auch gesagt wird, daß es sich dabei um weiter nichts handelt, als um einen Teil des Reinertrags eines Unternehmens. Aus diesem Grunde soll hier diese in der Literatur — man muß sagen leider — sehr geläufige Ausdrucksweise fallengelassen werden und an ihrer Stelle die Bezeichnung „Ertragszins“ oder „Zins als Reinertrag“ Verwendung finden.

Aller Zins ist nun entweder Darlehnszins oder Ertragszins, eine dritte Zinsform gibt es nicht. Denn was den sog. Mietzins anbetrifft, so ist dieses Wort dem alltäglichen Sprachgebrauch entnommen. Man versteht darunter das als Miete für die Benutzung eines Gebrauchsgegenstandes entrichtete Entgelt, den Preis, welcher bezahlt werden muß, wenn ein Klavier, ein Laden, eine Wohnung usw. gemietet wird. Im Gegensatz zum Leih- und Ertragszins, die stets reine Zinsen sind, ist der Mietzins ein sog. Rohzins und enthält neben einer Amortisationsquote für das verliehene Objekt noch den Ersatz für gewisse Kosten, die beim Vermieter entstehen, und die im Mietpreise natürlich mitbezahlt werden müssen. Erst nach Abzug dieser beiden Posten verbleibt in der Regel dem Vermieter ein Restbetrag, der reinen Zins darstellt. Der Mietzins ist also eigentlich nur insoweit Zins, als er reinen Zins enthält. Faßt man nun den Vermieter als Unternehmer auf — er ist es sicherlich in vielen

Fällen — dann sind für ihn die zum Vermieten benutzten Gegenstände Kapital, mit dessen Hilfe er einen Ertrag erzielt. Zu dieser Kategorie gehören z. B. die Unterhalter von Verleihanstalten aller Art, die Besitzer von Mietshäusern, Geschäftslokalen usw. — Dieses von einem solchen Unternehmer erzielte Entgelt ist natürlich, soweit er mit eignem Kapital arbeitet, ebenfalls Ertragszins. Soweit aber die Vermieter nicht eigentliche Unternehmer sind, die aus dem Vermieten ein Geschäft machen, sondern bloße Gelegenheitsvermieter, fällt der von ihnen unter Umständen erzielte Zins unter die Kategorie des Leihzinses. Der Mietzins läßt sich also mühelos in die beiden Arten Leihzins und Ertragszins auflösen, und der Zins läßt sich daher überhaupt definieren als: das für die leihweise Überlassung eines Kapitals von einem Darlehnsnehmer an einen Darlehnsgeber entrichtete Entgelt, bzw. der unter Zugrundelegung des jeweiligen Zinsfußes dem in einer Unternehmung investierten Eigenkapital zugerechnete Teil des Reinertrages der Unternehmung.

Diese Definition deckt sich ungefähr mit der von Conrad in seinem Lehrbuch gegebenen. Danach ist der Zins „der Gegenwert für die Gewährung eines Darlehns oder der Betrag, welchen man sich selbst nach dem allgemeinen Zinsfuß aus dem Erwerbsgewinn für das benutzte Kapital berechnet“ [1]). Ähnlich definiert ihn Philippovich als „denjenigen Teil eines Erwerbs oder einer Produktion, der dem dabei verwendeten Kapital zugerechnet wird“ [2]); er hat aber scheinbar dabei nur den Ertragszins im Auge.

Etwas einfacher hat sich Böhm-Bawerk die Sache gemacht. „Zins heißt überhaupt die Vergütung, welche der Eigentümer eines Gutes für dessen zeitweilige Benützung empfängt“ (Handwb. d. Staatsw., 3. Aufl., Art. Zins). Daß diese Definition unzulänglich ist, ist leicht einzusehen [3]).

---

1) Siehe J. Conrad, Grundriß der pol. Ökon., I. Teil, 11. Aufl., S. 377.

2) Vgl. Philippovich, Grundriß d. pol. Ökon., 16. Aufl., Bd. 1, S. 351.

3) Was heißt das „die Vergütung, welche der Eigentümer eines Gutes für dessen zeitweilige Benutzung empfängt“? Für die Benutzung! Das Wort benutzen, wenn es ohne jeglichen Zusatz gebraucht wird, ist so leer, daß sich dabei nicht viel denken läßt. Es kommt doch darauf an, wozu ein Gut benutzt wird. Empfängt der Benutzer eines Klavieres, eines Buches, eines Hauses Zinsen? Und was heißt „Benutzung eines Gutes“? Gut ist schließlich jeder Gegenstand menschlichen Begehrens. Damit aber ein Gut Zinsen trage, muß es in einer ganz bestimmten Weise Verwendung finden, es muß entweder zum Verleihen benutzt werden und trägt dann Darlehnszins, oder es muß vom Eigentümer als Erwerbsmittel verwendet werden und kann dann Ertragszinsen abwerfen. In beiden Fällen aber wird das Gut zu Kapital im

Als Einkommenskategorie aber ist der Zins, unabhängig davon ob Ertrags- oder Darlehnszins, arbeitsloses Einkommen. Wer ein

---

privatwirtschaftlichen Sinne und zwar entweder zu Leihkapital, oder zu selbst ausgenütztem Erwerbskapital; es ist aber dann kein gewöhnliches Gut mehr, sondern ist zu Kapital geworden und nur als solches, als Gut in einer bestimmten Funktion, nicht aber bereits als Gut an und für sich wirft es Zins ab. Aber selbst angenommen, Böhm habe, als er Benutzung sagte, diese beiden Verwendungsmöglichkeiten als Kapital im Auge gehabt, so wäre mit seiner Definition erst recht nichts gewonnen. Denn was heißt „empfängt"? Das ist doch ebenso ein leeres Wort wie „Benutzung". Zum Empfangen gehören Zwei. Ein Empfänger und ein Gebender. Und wenn diese beiden Personen nicht genannt werden, verliert das Wort „empfängt" jeden vernünftigen Sinn. Von wem empfängt der Eigentümer des Gutes den Zins? Das wird nicht gesagt. Einen Empfänger aber kann man sich nur vorstellen, wenn man sich gleichzeitig auch einen Gebenden vorstellt. Nun könnte allerdings erwidert werden: mindestens beim Darlehnsgeschäft ergibt es sich ganz von selbst, wer Zinsempfänger und wer Zinszahler ist. Ja, aber wie steht es dann mit der Benutzung? Denn der Darlehnsgeber empfängt zwar den Zins, benutzt aber doch das Kapital nicht; denn es gehört ja zum Wesen des Darlehnsgeschäftes, daß der Darlehnsgeber, indem er die Verfügungsgewalt über sein Kapital auf den Darlehnsnehmer überträgt, sich der Benutzung der Kapitals entäußert. Hingegen benutzt nun zwar der Darlehnsnehmer das Kapital, empfängt aber für dieses keinen Zins, sondern muß sogar welchen zahlen. Wenn das aber so ist, wie kann man dann sagen, der Zins sei die Vergütung, welche der Eigentümer eines Gutes für dessen zeitweise Benutzung empfängt? Einen Sinn hätte dieser Satz doch nur, wenn es hieße: für dessen zeitweise Benutzung durch einen andern von einem andern empfängt. Dann würde die Definition wenigstens den Darlehnszins erfassen, wäre aber dann schon deshalb unzulänglich, weil es neben dem Leihzins auch einen Ertragszins gibt, der in die Definition miteinbezogen werden muß.

Wenn aber Böhm mit seiner Begriffsbestimmung den Ertragszins — in seiner Terminologie gesprochen — den „ursprünglichen Zins" im Auge hat, von wem empfängt dann der Unternehmer seinen Zins? Hier kann man von einem Empfang gar nicht reden. Der Ertragszins entsteht mit in Gestalt des Reinertrags und wird erst nachträglich dem Kapital zugerechnet. Außerdem stiftet das Wort „empfängt" auch hier nur Verwirrung. Denn die Unternehmer sind ja im Kreditverkehr gerade die Hauptschuldner, empfangen also keinen Zins, sondern zahlen welchen. Es bleibt unerfindlich, was Böhm sich bei seiner Definition eigentlich gedacht hat. Vielleicht spukt bereits in seiner Begriffsbestimmung die Agiotheorie — das soll an dieser Stelle nicht untersucht werden —, aber selbst dann ist eine derartige Unklarheit in einer Definition vom Standpunkt der Wissenschaft sehr beklagenswert. Begriffe sind Abstraktionen aus der Erfahrung, und schließlich ist es die Erfahrung selbst, die darüber belehrt, was unter Zins zu verstehen ist und nicht eine, möglicherweise falsche Zinstheorie. Die Erfahrung aber zeigt, daß Menschen Darlehnsgeschäfte abschließen, und das von einem Darlehnsnehmer an einen Darlehnsgeber zu entrichtende Entgelt bzw. den unter Zugrundelegung des

Kapital besitzt, ist in der Regel in den Stand gesetzt, daraus Einkommen zu ziehen. Dieses Einkommen fließt ihm zu, unabhängig von irgendeiner persönlichen Leistung, lediglich auf Grund seines Besitz- und Eigentumstitels an dem Kapital. Das Kapital scheint so gleichsam als ein deus ex machina die Fähigkeit zu haben, seinen Eigentümer vom Daseinskampfe zu befreien und bietet das eigentümliche Bild des ökonomischen Perpetuum mobile. Wer denkt da nicht gleich an jenen fabelhaften Pfennig, der, Anno 1 als Kapital verliehen, sich inzwischen rechnerisch durch Anhäufung des Zinses zu Millionen Mark vermehrt hat? Da scheint doch etwas nicht ganz in Ordnung zu sein, und unwillkürlich fordert dieser Tatbestand das Denken und nicht nur das Denken, auch das Gefühl heraus. Wer weiß nicht, welche Gefühlsmassen mitschwingen, wenn vom Zins, vom arbeitslosen Einkommen die Rede ist? Da regt sich sofort der Besitzneid und vor dem Forum des „sozialen Gewissens" erscheint „der Couponabschneider", die „bevorzugte Klasse", die „parasitäre Existenz" usw. — So hat denn von jeher der Zins das Denken und Fühlen der Menschen gereizt. Je nachdem ob man aus der Beurteilung des Zinses eine Angelegenheit des Verstandes oder des Gefühls machte, hat man dann nachträglich in der Zinsliteratur das sozial-ethische Zinsproblem vom rein theoretischen unterscheiden gelernt. Es versteht sich von selbst, daß in einer Arbeit, die wie die vorliegende als eine rein theoretische gedacht ist, das sozial-ethische Zinsproblem keine Berücksichtigung erfahren kann. Worin das theoretische Zinsproblem besteht, soll auf den folgenden Seiten auseinandergesetzt werden; einstweilen aber, wo es sich um die Feststellung des Tatbestandes „Zins" handelt, sollte bloß die Eigenschaft des Zinses, arbeitsloses Einkommen zu sein, als eine zum Wesen und damit zum Tatbestande Zins gehörige festgestellt und als Angelpunkt der Zinstheorie und der Zinsideologie überhaupt erkannt werden.

II. Der Ertragszins als Objekt der Zinstheorie.

Damit wäre die erste Frage, die angesichts der Erscheinung „Zins" gestellt werden kann, nämlich die Frage: Was ist der Zins? befriedigend und unmittelbar auf Grund der Erfahrung beantwortet. Es hat sich gezeigt, daß rein logisch betrachtet, der Darlehnszins die primäre Form des Zinses ist, primär, weil wohl der Darlehns-

jeweiligen Zinsfußes dem in einer Unternehmung investierten Kapital zugerechneten Teil des Reinertrags der Unternehmung als Zins bezeichnen.

zins unabhängig vom Ertragszins, nicht aber umgekehrt der Ertragszins unabhängig vom Darlehnszins gedacht werden kann. Der Grund dieses Sachverhaltes wurde ebenfalls bereits angedeutet und darin gefunden, daß der Begriff Zins anknüpft an den Begriff Leihe und sich historisch am Begriff des Leihzinses herausgebildet hat. Zins bedeutete ursprünglich so viel wie Leihzins. Als man im Mittelalter im Zins eine unsittliche Art des Erwerbs erblickte, als man das Zinsnehmen verbot und sich inbesondere auf kirchlicher Seite in moralisierenden Schriften über den Zins und seine Daseinsberechtigung erging, hatte man stets den Leihzins im Auge. Dabei war der Zinsschuldner in der Regel der „arme Mann", der durch Not oder sonstige Umstände getrieben, sich in die Zinsknechtschaft begeben hatte und unter ihrer Last seufzte. Diese Sachlage änderte sich, als mit dem Heraufdämmern des kapitalistischen Zeitalters eine neue Art „Zinsschuldner" erstand. Dieser neue Zinsschuldner war nicht mehr der „arme Schlucker" von ehemals, sondern war der Unternehmer, ein durchaus zahlungsfähiger Mann, ein Geschäftsmann, der nicht mehr aus einer ökonomischen Zwangslage, sondern aus seinem Erwerbstrieb und seiner ökonomischen Ratio heraus borgte.

Es ist leicht einzusehen, daß diese Wandlung der Tatsachen auch eine entsprechende Wandlung in der Ideologie, der gedanklichen und gefühlsmäßigen Einstellung der Menschen zum Zins nach sich ziehen mußte. Hatte man früher im Zins eine unsittliche Art des Erwerbs erblickt, so erschien dieser plötzlich unter einem anderen Gesichtswinkel. Immer mehr erkannte man die bedeutsame Rolle des Kapitals im Produktionsprozeß und seine produktionssteigernde Wirkung. Es begannen die Loblieder auf die segensreichen Wirkungen des Kredits und es konnte nicht mehr verwerflich erscheinen, daß für die Kapitalnutzung ein Entgelt gefordert wurde. Im Gegenteil schien diese Forderung durchaus berechtigt zu sein, denn, wie schon erwähnt, war ja der Schuldner in der Mehrzahl der Fälle ein durchaus zahlungsfähiger Mann der, obwohl er Zinsen zahlte, selber noch reich wurde. So gewöhnte man sich allmählich daran, den Zins als etwas Selbstverständliches hinzunehmen, und eine Zeitlang schien es, als ob die Wissenschaft sich lediglich noch um die Erklärung der Höhe des Zinsfußes bemühen wolle.

Die Sozialisten, voran Karl Marx, haben dann die Gemüter wieder aufgerüttelt und die Probleme der Einkommensverteilung in den Brennpunkt der wissenschaftlichen Diskussion gestellt. Nachdem schon bei Adam Smith und Ricardo nicht mehr der Dar-

lehnszins, sondern der sogenannte Kapitalgewinn oder Profit im Mittelpunkte des Interesses gestanden hatte, beginnt jetzt unter dem Titel „Mehrwert" der Zins seinen Triumphzug durch die politische Ökonomik und hat in dieser Gestalt die Geister lange Zeit beherrscht. Für die genannten Autoren war der Profit noch eine einheitliche Gewinnmasse. Sie verstanden darunter den in einer Unternehmung erzielten Überschuß über die Kosten, und mit seinem Einzug in die politische Ökonomik war bereits der Zins als Reinertrag das eigentliche Objekt der wissenschaftlichen Betrachtung geworden.

Die deutsche und amerikanische Forschung haben dann eine Zerlegung des Profites in seine Bestandteile vorgenommen, ihn als ein Konglomerat verschiedener Einkommenskategorien erkannt und den eigentlichen Kapitalzins unterschieden vom Unternehmerlohn und vom Unternehmergewinn. Diese Unterscheidung hat indessen der Stellung des Ertragszinses in der Zinstheorie keinen Abbruch getan. Zwar wurde klar erkannt, daß Zins und Profit nicht identisch sind, aber als Teil des Profites ist der Ertragszins Objekt der Zinstheorie geblieben bis auf den heutigen Tag.

Daß der dem eigenen Kapital des Unternehmers zugerechnete Zins Teil des Reinertrags ist, kann leicht eingesehen werden, dagegen ist es bereits schwieriger, auch den vom Unternehmer zu zahlenden Produktivdarlehnszins als einen Teil des Reinertrages zu erkennen, weil man hier mit dem privatwirtschaftlichen Kostenbegriff in Konflikt kommt. Sobald man nämlich die von dem Unternehmer für Produktivdarlehen zu zahlenden Zinsen zu den Kosten rechnet, können diese natürlich nicht auch Bestandteile des Reinertrages sein. Denn der Reinertrag ist ja der Überschuß über die Kosten, und was Bestandteil der Kosten ist, kann daher nicht auch Bestandteil des Reinertrages sein. Aber die Betrachtungsweise, die im Produktivdarlehnszins einen Bestandteil der Kosten sieht, teilt den Standpunkt des Unternehmers und ist eine rein privatwirtschaftliche. Mit demselben Recht könnte man vom Standpunkt der Gesamtheit aus sagen, der Zins sei niemals Kostenbestandteil, sondern stets Einkommen, das in der Hand des Unternehmers entsteht und dann entweder an die Gläubiger abgeführt wird oder als Zins für das eigene Kapital dem Unternehmer zufällt. Auf Grund des privaten Rechtsgeschäfts zwischen dem Darlehnsnehmer (Unternehmer) und seinen Geldgebern ist dieser nämlich bloß rechtlich zur Zinszahlung verpflichtet und wird allerdings aus diesem Grunde stets bestrebt sein, aus seinem Unternehmen einen derartig hohen Ertrag herauszuwirtschaften, daß er dieser seiner Verpflichtung nach-

kommen kann. Tatsächlich aber wird für den Gläubiger der Zins nur dann realisiert, wenn das Unternehmen von Erfolg begleitet ist, d. h. wenn es dem Unternehmer gelingt, für seine mit Hilfe des geliehenen Kapitals hergestellten Produkte einen Preis durchzusetzen, bei dem ihm die Zinszahlung an den Gläubiger möglich wird. Gelingt die Durchsetzung eines derartig hohen Preises nicht, dann rentiert sich das Unternehmen eben nicht, es muß eingestellt werden, und der Geldgeber muß froh sein, wenn er sein Kapital wiedererhält, geschweige denn, daß er auch noch eine Zinszahlung erwarten könnte. Alle Zinsen setzen in der Privatwirtschaft Profite voraus, und nur insoweit sie wirklich bezahlt werden können, werden sie auch wirklich existent. Ein Zins, der nicht bezahlt wird, ist kein Zins. Bezahlt aber werden alle Zinsen (mit Ausnahme der Konsumtivdarlehnszinsen) in den Preisen der Produkte oder Leistungen der Unternehmungen und kommen im Wirtschaftsverkehr nur insoweit zur Entstehung, als sie in diesen Preisen tatsächlich bezahlt werden. Das ist die ganz zwangsläufige Logik der Dinge, die jedem Praktiker geläufig ist und die auch die Wissenschaft zu respektieren hat. Ihr gegenüber ist es nun zwar für den Unternehmer sehr bedeutsam, für die Wissenschaft aber völlig belanglos, ob die vom Unternehmer zu zahlenden Produktivdarlehnszinsen zu den Kosten gerechnet werden oder nicht. Das in einer Unternehmung investierte Kapital wirft unabhängig davon, ob es eigenes Kapital des Unternehmers oder fremdes Kapital ist, Zins ab, sofern es dem Unternehmer gelingt, sich diesen im Wege des Verkaufs seiner Produkte oder Leistungen bezahlen zu lassen, und bloß bezüglich der Verteilung der Gesamtzinsmasse ist es von Bedeutung, ob das investierte Kapital eigenes Kapital des Unternehmers ist oder nicht.

Da nun die Summe sämtlicher Produktivdarlehnszinsen zusammengenommen mit den Zinsen, die das eigene Kapital der Unternehmer trägt, die große Masse aller in einer Volkswirtschaft möglichen Zinsen darstellen, und diese Zinsmasse im Wege der Warenpreisbildung in der Hand der Unternehmer realisiert wird, so ist es verständlich, daß sich mit dem Wachsen der Bedeutung der Unternehmung im Wirtschaftsleben auch das Zinsproblem immer mehr zuspitzen mußte in die Frage: Wie kommt diese Zinsmasse in der Hand der Unternehmer zustande? —

Die hervorragendsten Theoretiker, wie Marx, Böhm-Bawerk u. a. haben alle nichts anderes gewollt als zu zeigen, wie und warum

der Zins in der Hand des Unternehmers entsteht[1]). Neben dieser Frage fällt dann in den Bereich der ökonomischen Theorie nur noch die Frage nach der Höhe des Zinsfußes, während das sog. sozial-ethische Zinsproblem kein theoretisches Problem ist, sondern eine Gewissensfrage, die mit ökonomischer Theorie überhaupt nichts zu tun hat.

Gegenstand dieser Arbeit soll nur das theoretische Problem des Kapitalzinses sein, also nicht die Frage nach der Höhe des Zinsfußes, und auch nicht das sozial-ethische Zinsproblem. Das muß mit Nachdruck hervorgehoben werden, weil durch das Durcheinanderwerfen dieser drei Fragenkomplexe nur zu leicht heillose Verwirrung entstehen kann. Ferner soll hier nicht darüber gestritten werden, ob der Zins eine historisch-rechtliche oder eine logische Kategorie der Wirtschaft sei. Im Dienste dieser in der Zinsliteratur durch Böhm-Bawerk heraufbeschworenen Frage ist im Verhältnis zu ihrem Erkenntniswert schon viel zu viel Tinte geflossen. Wem es Spaß macht, den Zins auch dort zu suchen, wo er aus ganz prinzipiellen Gründen nicht gefunden werden kann, und wer glaubt, sich auch das Nichtvorstellbare vorstellen zu müssen, der mag vom Zins in der Wirtschaft Robinsons oder im Kommunistenstaat reden und sich dabei gelehrt vorkommen. Uns geht das hier nichts an. Historisch betrachtet ist der Zins überall dort aufgetreten, wo die Voraussetzungen seiner Existenz gegeben waren. Seine Bedeutung hat er innerhalb der Tauschwirtschaft erlangt und zwar in der besonderen Form des Ertragszinses nur innerhalb der voll ausgebildeten Tausch- und Kreditwirtschaft. Aus diesem Grunde soll in dieser Arbeit der Zins begriffen werden als integrierender Bestandteil derjenigen Wirtschaft, innerhalb deren er zu der ihm gegenwärtig zukommenden Bedeutung gelangt ist, und in derselben Weise wie ihn einst unter dem Titel „Mehrwert" Karl Marx begriffen hat als integrierenden Bestandteil der kapitalistischen Wirtschaft[2]).

Die zur Diskussion stehende Frage ist also stets die, wie kommt die große Masse aller in einer Volkswirtschaft realisierbaren Zinsbeträge (mit Ausnahme der Konsumtivdarlehnszinsen) in der Hand

1) Dies geht bei Marx aus dem 3. u. 4. Abschn. des 1. Bds. des „Kapital" hervor, während die diesbezüglichen Ausführungen Böhm-Bawerks auf S. 54 ff. d. Arb. folgen.

2) Damit soll keineswegs ein Bekenntnis zur Marxschen Mehrwertlehre, wohl aber ein Bekenntnis zu jener auf das Ganze des gesellschaftlichen Lebensprozesses gerichteten Art der Betrachtung, wie sie Marx eigen war, dokumentiert sein.

der Unternehmer zustande? — Sie führt unmittelbar hinüber zur Betrachtung der Unternehmung, und zwar nicht der Einzelunternehmung, sondern der Unternehmungen in ihrer Verbundenheit und in ihrer beherrschenden Stellung als Knotenpunkte innerhalb des allgemeinen Kreislaufes der Waren und des Geldes, also auch zur Betrachtung dieses Kreislaufes selbst.

III. Der Kreislauf der Waren und des Geldes.

Hilferding hat auf den ersten Seiten seines bekannten Werkes „Das Finanzkapital" die kapitalistische Wirtschaftsordnung zu charakterisieren versucht an der Hand ihres Vergleichs mit dem Kommunismus. Dieser Vergleich sei hier als Ausgangspunkt zu allen weiteren Darlegungen wiedergegeben.

Die menschliche Produktionsgemeinschaft kann grundsätzlich auf zweierlei Art konstituiert sein:

„Sie kann einmal bewußt geregelt sein. Die Gesellschaft, mag nun ihr Kreis die selbstwirtschaftende patriarchalische Familie, den kommunistischen Stamm oder die sozialistische Gesellschaft umschließen, schafft sich die Organe, welche als Vertreter des gesellschaftlichen Bewußtseins das Ausmaß und die Art der Produktion festsetzen und das gewonnene Gesellschaftsprodukt unter die Mitglieder verteilen. Wie, wo, wieviel, mit welchen Mitteln aus den vorhandenen natürlichen und künstlichen Produktionsbedingungen neue Produkte hergestellt werden, entscheidet der pater familias oder die kommunalen Landes- oder Nationalkommissare der sozialistischen Gesellschaft, die, sei es aus persönlicher Erfahrung die Bedürfnisse und Hilfsquellen der familia kennend, sei es mit allen Mitteln einer organisierten Produktions- und Konsumtionsstatistik die gesellschaftlichen Erfordernisse erfassend, in bewußter Voraussicht das ganze Wirtschaftsleben nach den Bedürfnissen ihrer in ihnen bewußt vertretenen und durch sie bewußt geleiteten Gemeinschaften gestalten. Die Menschen einer so organisierten Gemeinschaft beziehen sich in ihrer Produktion bewußt aufeinander als Teile einer Produktionsgemeinschaft. Ihre Arbeitsordnung, die Verteilung ihrer Produkte unterstehen der zentralen Kontrolle. Die Produktionsverhältnisse erscheinen als unmittelbar gesellschaftliche Verhältnisse, die Beziehungen des Einzelnen — soweit sie das Wirtschaftsleben betreffen — als von der gesellschaftlichen Ordnung bestimmte, ihrem Privatwollen entrückte gesellschaftliche Beziehungen, das Produktionsverhältnis selbst

wird unmittelbar verstanden als von der Gesamtheit bewußt gesetztes und gewolltes“ [1]).

Es ist dies die Volkswirtschaft, im buchstäblichen Sinne des Wortes verstanden, als Wirtschaft des Volkes. Hier wirtschaftet in der Tat das Volk gewissermaßen zur gesamten Hand, und es partizipieren die einzelnen Volksgenossen am Sozialprodukt nach irgendwelchen von den Exekutivorganen der Gesellschaft festgesetzten Normen.

„Anders die Gesellschaft, die dieser bewußten Organisation entbehrt. Sie ist aufgelöst in voneinander unabhängige Personen, deren Produktion nicht mehr als Gesellschafts-, sondern als ihre Privatsache erscheint. Sie sind so Privateigentümer, die durch die Entwicklung der Arbeitsteilung gezwungen sind, miteinander in Beziehung zu treten; der Akt, in dem sie dies tun, ist der Austausch ihrer Produkte. Erst durch diesen Akt wird hier in der durch Privateigentum und Arbeitsteilung in ihre Atome zerschlagenen Gesellschaft Zusammenhang hergestellt. Nur als Vermittler des gesellschaftlichen Zusammenhangs bildet aber der Austausch den Gegenstand theoretischer Analyse. . . . Denn dieser Austausch ist nur ein Element in der Summe aller Austauschakte, durch die erst die Gesellschaft als Produktionsgemeinschaft verwirklicht wird. . . . Erst durch ihn geschieht die Verbindung der durch die Arbeitsteilung und das Privateigentum zerlegten Gesellschaft zu einem Ganzen. Nur dort, wo der Austausch erst den gesellschaftlichen Zusammenhang herstellt, also in einer Gemeinschaft, in der die Individuen durch das Privateigentum und die Arbeitsteilung einerseits getrennt, andererseits aufeinander angewiesen sind, erhält der Austausch gesellschaftliche Bestimmtheit, muß er die Funktion erfüllen, den gesellschaftlichen Lebensprozeß möglich zu machen. In dem Vollzug aller in dieser Gesellschaft möglichen Tauschakte muß sich das durchsetzen, was in einer kommunistischen bewußt geregelten Gesellschaft mit Bewußtsein durch das gesellschaftliche Zentralorgan bestimmt wird. — Kurz, der Austausch muß den Warenproduzenten dasselbe mitteilen, was den Mitgliedern der sozialistischen Gesellschaft ihre Behörden, die mit Bewußtsein die Produktion regeln, die Arbeitsordnung bestimmen usw.“ [2]).

Diese letztere Form der gesellschaftlichen Wirtschaft, die in der Literatur auch mit dem Namen „Verkehrswirtschaft“ oder „kapi-

1) Hilferding, Das Finanzkapital, 1. Aufl. 1910, 1. Kapitel, S. 1—2.
2) Hilferding, a. a. O., Kap. 1, S. 1—3.

talistische Wirtschaft" bezeichnet wird, ist das eigentliche Objekt der ökonomischen Theorie. Da sie jener dem Kommunismus eigenen bewußten Regelung durch einen zwecksetzenden zentralen Willen entbehrt, haben mit dem Gedanken der Automatik, dem Grundgedanken der sog. klassischen Schule, bereits Adam Smith und seine Nachfolger ihr Wesen zu erfassen versucht. Sie schließt allein und im Gegensatz zum Kommunismus alle jene Kategorien und Probleme in sich, die Gegenstand theoretischer Analyse sein können und auch geworden sind.

Man ist sich heute in unserer Wissenschaft darüber einig, daß unter Volkswirtschaft in diesem Sinne eine Summe von äußerlich selbständigen Wirtschaften zu verstehen ist, die infolge der Arbeitsteilung gezwungen sind, miteinander in Beziehung zu treten, und daß diese Beziehungen das eigentliche Objekt der ökonomischen Theorie sind. Der Akt, in dem sich die Einzelwirtschaften aufeinander beziehen, ist der Tausch. Dieser nimmt auf höherer Stufe der wirtschaftlichen Entwicklung die Form des Geldtausches an, wodurch das Geld die fundamentale Bedeutung gewinnt, der Vermittler des Austausches und damit des gesellschaftlichen Stoffwechselprozesses zu sein. Tausch bedeutet dann Hingabe einer Ware oder Leistung gegen Geld und erzeugt aus sich heraus eine zweifache Bewegung: Einmal eine Bewegung der Ware, bzw. der Leistung, sodann eine Bewegung des Geldes. Wenn Warenbesitzer A mit dem Geldbesitzer B auf dem Markte zusammentrifft, um mit ihm über das quantitative Verhältnis der auszutauschenden Objekte, den Preis, zu verhandeln, dann ergibt sich aus diesem Tausch eine Bewegung der Ware bzw. der Leistung von A nach B und dementsprechend eine Bewegung des Geldes von B nach A. Was für den einzelnen Austauschakt gilt, das gilt natürlich auch für die Summe aller in einer Volkswirtschaft stattfindenden Tauschakte, aus diesen muß daher die Bewegung der Waren und des Geldes in derselben Weise hervorgehen wie aus dem einzelnen Tauschakt. Ein offener Blick auf das Wirtschaftsleben läßt denn auch überall diese Bewegung erkennen, und was man in der nationalökonomischen Literatur mit den Worten „wirtschaftlicher Kreislauf, Waren- und Geldzirkulation" bezeichnet, ist nichts anderes als diese aus dem Tauschakt mit Notwendigkeit hervorgehende Bewegung. Indem die Bewegung der Waren als Warenstrom, die Bewegung des Geldes als Geldstrom bezeichnet sei, soll eine Darstellung dieser beiden Ströme an der Hand eines Schemas versucht und ihrem Verlauf in der Volkswirtschaft nachgespürt werden.

Einen solchen Versuch hat seinerzeit schon Quesnay, der Entdecker des wirtschaftlichen Kreislaufes, in seinem „Tableau économique“ gemacht[1]). Doch wird sich bald zeigen, daß die folgenden Ausführungen mit dem Tableau économique nicht das geringste gemein haben. Denn Quesnays Tableau steht ganz unter dem Eindruck seiner Lehre vom produit net und war für ihn im wesentlichen Mittel zum Zwecke der anschaulichen Darstellung dieser Lehre. Im folgenden Schema hingegen soll der Kreislauf der Waren und des Geldes ohne Rücksicht auf irgendeine Lehrmeinung dargestellt werden und diese Darstellung wird daher auch nicht von irgendwelchen Axiomen ausgehen, sondern sich lediglich an die Erfahrung, d. h. an einige Tatsächlichkeiten des derzeitigen Wirtschaftssystems halten.

Seit Quesnay sind die Worte „wirtschaftlicher Kreislauf“ „allgemeine Geld- und Warenzirkulation“ in der Sozialökonomik sehr gebräuchlich. Ob man mit ihnen auch jedesmal eine klare Vorstellung verbindet, mag dahingestellt bleiben, aber hier soll jedenfalls versucht werden, hinter diese Worte auch den entsprechenden Vorstellungskomplex zu stellen und die Dinge, um die es sich dabei handelt, gewissermaßen ad oculos zu demonstrieren.

Die zentrale Stellung im wirtschaftlichen Kreislauf nimmt die Unternehmung ein. Das Herz der Volkswirtschaft — wenn ein bildlicher Ausdruck gebraucht werden soll — ist nicht die Börse, wie man oft lesen und hören kann, sondern die Unternehmung. Diese aber ist die gesellschaftliche Form, innerhalb deren auf kapitalistischer Grundlage der Erde der Stoff abgerungen, in die verbrauchsfähige Form gebracht und dem Weiterverarbeiter oder letzten Konsumenten dargeboten wird. Der Warenstrom muß also der Natur der Sache nach seinen Anfang nehmen in der Unternehmung als dem Ort, wo die Ware gesammelt oder erzeugt wird, und muß mit dem Verbrauch der Ware endigen beim letzten Konsumenten. Daß auch für die Bewegung des Geldes die Unternehmung von fundamentaler Bedeutung ist und diese also für eine Betrachtung des Kreislaufes der Waren und des Geldes den gegebenen Ausgangspunkt bildet, wird sich noch zeigen. Im übrigen unterscheidet sich das Geld von der Ware dadurch, daß es aus der Zirkulation niemals verschwindet. Die „ewige Ware“ hat man

1) Abgedruckt und erläutert in: Physiokratische Schriften II. Francois Quesnay, „Allgemeine Grundsätze der wirtschaftlichen Regierung eines ackerbautreibenden Reiches.“ Deutsch von Valentin Dorn, 1921, S. 23 ff. —

es genannt[1]), weil es seine Funktion, Vermittler des gesellschaftlichen Stoffwechselprozesses zu sein, nur ausüben kann, indem es beständig zirkuliert, während die Ware ihre Funktion, Mittel des Stoffwechselprozesses zu sein, nur ausüben kann, indem sie aus der Zirkulation verschwindet, d. h. verbraucht wird.

Karl Marx hat in seinem „Kapital", Bd. 2, 2. Aufl., S. 25, die Unternehmuug auf eine Formel gebracht, die, weil sie in knapper Form einen Tatbestand feststellen will, dessen Richtigkeit nicht bestritten werden kann, recht gut geeignet ist, die Grundlage zu dem hier vertretenen Schema abzugeben. Sie lautet vereinfacht:

$$G \begin{cases} Pm \\ A \end{cases} — P — W — G_1$$

G bedeutet darin das vom Unternehmer vor und während der Produktion vorgeschossene Geld. Pm die Produktionmittel; A die Arbeitskraft; P den technischen Produktionsprozeß; G_1 das Geld, für das die aus dem Produktionsprozeß hervorgehende Ware W verkauft wird. Da Sinn und Zweck der kapitalistischen Produktion die Erzielung von Profit ist, muß G_1 stets größer sein als G und die Differenz zwischen beiden den Profit bilden. Marx bezeichet die Umwandlung von G in G_1 als den Zirkulationsprozeß des individuellen Kapitals. Dieser geht folgendermaßen vor sich: Der Kapitalist schießt die Geldmenge G vor, kauft damit Produktionsmittel und Arbeitskraft. Aus dem Zusammenwirken beider im Produktionsprozeß P geht ein Produkt, die Ware W hervor. Und aus dem Verkauf der Ware resultiert dann G_1. Damit ist der Zweck des Unternehmens erreicht, das vorgeschossene Geld ist dem Unternehmer zurückgeströmt, und zwar mit einem Überschuß, der Differenz G_1—G.

Das Wort Unternehmung sei hier in seinem weitesten Sinne gefaßt als die Bezeichnung für jegliche Art von Veranstaltungen, welche dazu bestimmt sind, ihrem Inhaber einen Ertrag in Form einer Geld- oder Gütermenge abzuwerfen. Es fallen also unter den Begriff der Unternehmung in diesem Sinne so gut wie alle privaten Erwerbswirtschaften. Auf kapitalistischer Grundlage besteht nun die Wirtschaft eines Volkes aus einer Reihe von Unternehmungen, welche durch die Arbeitsteilung gezwungen sind, einmal miteinander, sodann mit allen unselbständig erwerbstätigen Personen, die sich als Anbieter von Leistungen jeglicher Art in den Dienst der Unter-

1) Vgl. Liefmann, „Geld und Gold", 1916, S. 36.

nehmungen zu stellen bereit sind, in Beziehung zu treten. Welcher Art sind diese Beziehungen?

Die Beziehungen der Unternehmungen untereinander sind mit den Geschäftsverbindungen der Unternehmer identisch und so vielgestaltig wie die Aufgaben der Unternehmungen selbst. Ein Überblick über sie ist daher nur zu gewinnen, wenn man die Unternehmungen nach irgendwelchen Gesichtspunkten ordnet, und dies soll geschehen, indem als Kriterium der folgenden Einteilung der Unternehmungen deren Stellung im gesellschaftlichen Produktionsprozeß sowie der allgemeine Charakter ihrer produktiven Tätigkeit angesehen wird. — Drei große Sphären der Produktion gibt es:

1) Die Urproduktion, die der Erde am nächsten steht und ihr alle die Stoffe abringt, die Gegenstand menschlichen Begehrens sind.

2) Die Produktion von Werkzeugen und Maschinen, Wirtschaftsgebäuden und überhaupt aller jener Gegenstände, die geeignet sind, die Produktivität der Arbeit zu steigern, aber als solche vom Konsumenten nicht verbraucht werden.

3) Die Produktion, die mit Hilfe der Erzeugnisse der beiden anderen die Konsumgüter herstellt. Denkt man sich den Akt der Produktion erst dann als beendet, wenn der Übergang des genußreifen Produkts in die Hand des letzten Konsumenten vollzogen ist, dann fällt auch der Handel in diese Produktionssphäre hinein. Der Kürze halber seien diese drei Produktionssphären mit den römischen Ziffern I, II und III bezeichnet. Innerhalb jeder dieser drei Sphären gibt es eine Unzahl von Unternehmungen, die teils miteinander, teils mit den andern beiden Sphären in Beziehung stehen. Wenn Maschinenfabrikant X vom Maschinenfabrikanten Y eine Maschine kauft, mit Hilfe deren er seinerseits andere Maschinen herstellt, dann ist das eine Beziehung innerhalb der Sphäre II; desgleichen wenn Tuchfabrikant A von der Spinnerei B Garn kauft, eine Beziehung innerhalb III. Wenn dagegen Maschinenfabrikant X seine Maschinen an einen Unternehmer der Sphäre I verkauft und andererseits von I Rohstoffe bezieht, so ist das eine Beziehung zwischen I und II, und ähnliche Beziehungen gibt es zwischen II und III bzw. zwischen I und III, wenn III von I Rohstoffe oder III von II Maschinen, bzw. Werkzeuge kauft.

Diese Beispiele mögen genügen, um zu zeigen, was mit dem Wort „Beziehung" gemeint ist. Es handelt sich dabei in der Regel um Kauf, Verkauf, oder Leihe, und demgemäß resultiert aus diesen

Vorgängen jene oben dargelegte Bewegung der Waren und des Geldes.

Nicht im entferntesten kann daran gedacht werden, etwa in Form eines Schemas auch nur ein halbwegs getreues Bild dieser in der Wirklichkeit vorhandenen Beziehungen der Unternehmungen zueinander zu geben. Nach allen möglichen Richtungen hin kreuzen sich da die Fäden; das Wirtschaftsleben ist gerade hier so tausendfältig, daß es seiner genauen Erfassung unüberwindliche Schwierigkeiten in den Weg setzt. Aus diesem Grunde ist eine schematische Darstellung dieser Beziehungen nur möglich, wenn man gewisse, die Darstellung erleichternde Annahmen macht. Bei den folgenden Betrachtungen sei daher vorausgesetzt:

1) eine in sich geschlossene autarke Volkswirtschaft;

2) eine in Zirkulation befindliche Geldmenge;

3) die Volkswirtschaft habe jenen von Marx gezeichneten Grad höchster Kapitalakkumulation erreicht und diese sei derart erfolgt, daß jede der drei genannten Sphären der Produktion durch je eine große Unternehmung repräsentiert wird.

Inwieweit diese letzte Annahme von der Wirklichkeit abweicht, davon wird an anderer Stelle noch die Rede sein[1]). Einstweilen ist festzustellen, wie unter diesen Voraussetzungen der Zirkulationsprozeß des Geldes und der Waren vor sich geht.

Zu diesem Zwecke soll für jede der drei großen Unternehmungen die auf S. 15, schon erwähnte Formel

$$G \left\langle \begin{matrix} Pm \\ - P - W - G_1 \\ A \end{matrix} \right.$$

gesetzt werden (vgl. das folgende Schema S. 20) und an sie zunächst die Analyse der Warenzirkulation sich anschließen. Der Warenstrom nimmt, wie gezeigt, seinen Ursprung in den Unternehmungen. Aus dem Produktionsprozeß der Unternehmung I geht also eine Ware W hervor, die im Wege ihres Verkaufs in Geld G_1 umgewandelt, „versilbert" werden muß. In der Wirklichkeit wird das, was hier einfach W = Ware genannt ist, repräsentiert durch eine Unmenge von Warengattungen, wie Erz, Kohle, Baumwolle, Wolle, Holz, Kartoffeln, Getreide, kurz durch alles, was aus dem Produktionsprozeß der erdnahen, unmittelbar an der Erde arbeitenden Industrien hervorgeht. Um das Bild nicht zu komplizieren, sei angenommen, daß von diesen Produkten nichts unmittel-

1) Vergl. S. 25 ff. d. Arb.

bar an den letzten Konsumenten abgesetzt wird, dieser daher alle für seinen Bedarf nötigen Waren ausschließlich erlangt durch Vermittlung der Konsumtionsmittelproduktion, d. h. der Unternehmung III.

Unter dieser Voraussetzung kann dann die Ware der Urproduktion nur verkauft werden an eine der beiden anderen Unternehmungen und zwar entweder als Rohstoff an die Unternehmung II oder als Rohstoff bzw. Handelsware an die Unternehmung III. Die aus dem Produktionsprozeß P in Unternehmung I hervorgehende Ware W nimmt also einen doppelten Weg. Derjenige Teil, der an II abgegeben wird, geht dort als Rohstoff, Produktionsmittel Pm, in den Produktionsprozeß P ein. Im Schema dargestellt durch die ——— Linie 1. Als Gegenleistung dieser Warenmenge fließt natürlich die entsprechende Geldmenge, für die diese Warenmenge gekauft wurde, von II nach I, und zwar ist das jener Teil der Geldmenge II G, welchen die Unternehmung II als Ausgabe für Produktionsmittel vorschießt. Man vergegenwärtige sich, daß Pm in der Zeichnung S. 20 stets zweierlei bedeutet: einmal die für die Produktionsmittel vorgeschossenen Geldmittel, deren Bewegung durch die ..... Linien veranschaulicht wird, sodann die Produktionsmittel selbst — ——— Linien. Während also die Produktionsmittel bei II P in den Produktionsprozeß eingehen, fließt die für sie verausgabte Geldmenge Pm als ihr Äquivalent an die Unternehmung I ab und wird dort zu G_1 — ..... Linie 1. Denn was für II Produktionsmittel ist, das ist für I Produkt, und dementsprechend ist, was für II Geldausgabe für Produktionsmittel ist, für I Verkaufspreis, d. h. G_1.

Der zweite Teil von I W nimmt einen anderen Weg — ——— Linie 2. Er geht als Produktionsmittel oder Handelsware bei III ein und wird dort im Produktionsprozeß P zum genußreifen Produkt verarbeitet, oder zum Verkauf an den Konsumenten bereitgestellt. Das Produkt von I wird also zu Pm für III, und dementsprechend fließt als seine Gegenleistung ein Teil der von III vorgeschossenen Geldmenge G von III nach I ab und wird dort zu G_1, — Während also Ware von I nach III strömt, fließt Geld von III nach I — ..... Linie 2. Auf diese Weise wird, indem die Produktion I ihre Ware an II und III verkauft, für sie G_1, d. h. ihr Verkaufspreis und damit auch ihr Gewinn, die Differenz (G_1—G), realisiert. Damit ist der Zweck ihres Strebens erreicht. G, das einst vorgeschossene und jetzt zurückgeflossene

Geld, kann von neuem vorgeschossen und der Produktionsprozeß zum zweitenmale begonnen werden.

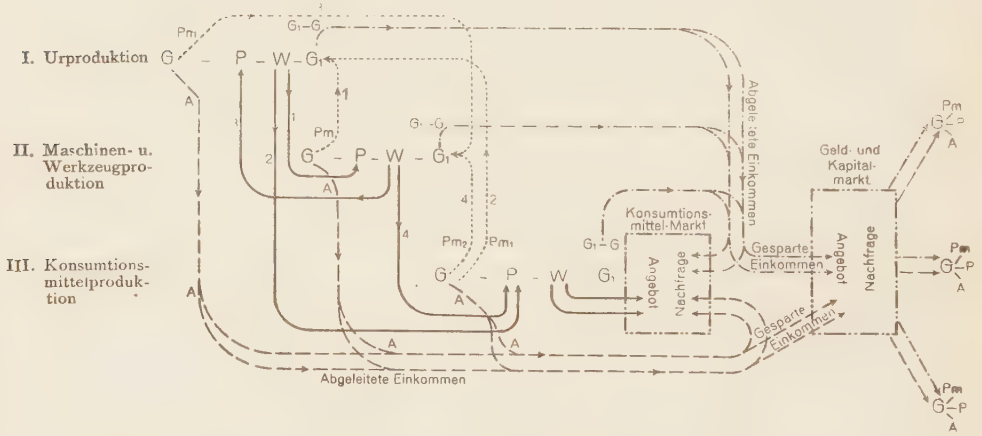
Analog dem beschriebenen Vorgange vollzieht sich auch der Austausch zwischen der Unternehmung II und den beiden anderen Unternehmungen, d. h. zwischen II und I bzw. II und III. Aus dem Produktionsprozeß P in II geht ebenfalls eine Ware hervor, welche entweder an I oder an II verkauft werden muß. Betrachten wir zunächst den Austausch zwischen II und I. — II beliefert I mit den für die Produktion in I nötigen Maschinen und Werkzeugen und I bezahlt diese Waren mit dem für diese Produktionsmittel verausgabten Gelde, d. h. mit einem Teil von I G. Während also Ware von II nach I wandert — ——— Linie 3, strömt Geld von I nach II — ..... Linie 3. Und genau derselbe Vorgang wiederholt sich beim Austausch zwischen II und III. Während das Produkt von II an III abgegeben wird, um dort als Produktionsmittel in den Produktionsprozeß P einzugehen — ——— Linie 4, fließt die entsprechende Geldmenge von III nach II und wird dort zu G_1 — ..... Linie 4. G_1 wird für die Unternehmung II also realisiert, indem ihr das Geld von all den Seiten zuströmt, an die sie ihre Ware verkauft hat, — in unserem Fall also von I und III.

Genau so aber wie I in Beziehung zu II und III steht, steht II in Beziehung zu I und III und III in Beziehung zu II und I. Während aber die Unternehmungen I und II miteinander derart im Tauschverkehr stehen, daß beide Käufer und Verkäufer zugleich sind, und die Unternehmung II, während sie einerseits von I z. B. Rohstoffe kauft, andererseits ihre Produkte an die Unternehmung I wieder verkauft und umgekehrt, steht die Unternehmung III in Beziehung zu II und I, soweit bis jetzt zu erkennen war, nur als Käufer, nicht aber auch als Verkäufer. Indem sie also von I und II alle jene Waren kauft, die sie zur Bewerkstelligung ihrer Produktion benötigt, ersetzt sie mit dem von ihr selbst vorgeschossenen Gelde jenen das von ihnen vorgeschossene Geld wieder und zwar mit einem Überschuß, dem Profit, d. h. der Differenz $G_1 - G$ für II und I. — Als Verkäufer aber muß die Unternehmung III, da sie nach den hier gemachten Voraussetzungen Konsumtionsmittel liefert, in Beziehung zum Konsumenten stehen, also zu einem Faktor, der, volkswirtschaftlich betrachtet, eine besondere Rolle spielt, dessen Beziehungen zu III daher zu scheiden sind von den Beziehungen der Unternehmungen untereinander, und eine gesonderte Betrachtung erfordern.

Das bisher Gesagte sei noch einmal kurz zusammengefaßt:

Die Analyse hat gezeigt, wie sich der Austausch zwischen den drei hypothetisch angenommenen Unternehmungen vollzieht, daß Unternehmung I, während sie an II und III Ware abgibt, von II und III Geld erhält; ferner, daß der Verkauf des Produktes der Unternehmung II an die Unternehmungen I und III eine entsprechende Bewegung des Geldes von I und III nach II hin auslöst. Des weiteren hat sich ergeben, daß bei diesen Tauschakten der Unternehmungen untereinander den Unternehmungen I und II das von ihnen vorgeschossene Geld mit einem Überschuß, dem Profit zurückfließt, während das von der Unternehmung III vorgeschossene Geld, der hier gemachten Annahme gemäß, dieser nur wieder ersetzt werden kann durch den Konsumenten, der ihr ihre Waren abkauft.

Schema der Gold- und Warenzirkulation.



Zeichenerklärung:
Die fetten Linien bezeichnen die Bewegung der Waren.
„ übrigen „ „ „ „ des Geldes.
— — — — — Die Zirkulation der Arbeitseinkommen.
—·—·—·— „ „ der Profite.
..... „ „ des für Produktionsmittel vorgeschossenen Geldes.
Der Sinn aus den übrigen Bezeichnungen ergibt sich aus dem Text.

Da nun aber in der für den Markt produzierenden kapitalistischen Wirtschaft alle Aufwendungen in der Produktion und im Handel nur in der Hoffnung gemacht werden, daß sich für das aus der Produktion hervorgehende Produkt ein Abnehmer findet, und die Kontinuität der Produktion nur gewahrt werden kann, wenn die Produkte der Unternehmungen tatsächlich abgesetzt und be-

zahlt werden, muß der Käufer dem Verkäufer im Preise des Produktes mindestens dessen Kosten wieder ersetzen, sich in der Regel aber auch dazu verstehen, diesem einen Preis zu bewilligen, der ihm über den Wiederersatz seiner Kosten hinaus noch einen Profit übrig läßt. Alle Produktion steht aber letzten Endes im Dienste der Komsumtion; und so muß denn letzten Endes der Konsument auch alle Aufwendungen, die zum Zwecke der Herstellung der Güter gemacht worden sind, allen denjenigen wieder ersetzen, die an der Herstellung dieser Güter beteiligt waren, und tut das, indem er das genußreife Produkt kauft und bezahlt. Der Konsument aber zahlt mit seinem Einkommen.

Liefmann hat ganz recht, wenn er sagt, nicht das Geld, sondern die Einkommen kaufen die Waren [1]), bloß, daß diese Einkommen in der großen Mehrzahl der Fälle in der Geldform erscheinen, und sich als Geldsummen gegen die Waren umsetzen. Woher aber hat der Konsument sein Einkommen und zwar sein Geldeinkommen?

Die Antwort auf diese Frage fällt nicht schwer. Das Geldeinkommen der Konsumenten stammt ebenso wie die Güter, die damit gekauft werden, aus den Unternehmungen, und zwar gilt das letzten Endes für alle Einkommen ohne Ausnahme. Diese Feststellung mag zunächst befremdlich erscheinen, ist aber, wie sich bei der weiteren Analyse noch herausstellen wird, unbedingt richtig, denn es ist eine Eigentümlichkeit der kapitalistischen Wirtschaftsordnung, daß in den Geschäftsakten der Unternehmungen zugleich die Einkommensverteilung bewerkstelligt wird. Daher denn auch der enge Zusammenhang der Einkommens- und Preislehre bei den Klassikern und aus demselben Grunde ergibt sich für die weitere Betrachtung die Notwendigkeit, Entstehung und Verlauf der Geldeinkommensströme in der Volkswirtschaft zu untersuchen.

Beginnen wir mit dem Arbeitseinkommen. Darunter sollen verstanden sein die Arbeitseinkommen sämtlicher unselbständig erwerbstätiger Personen, also im wesentlichen die Einkommen der Arbeiter und Angestellten. Diese sind vom Standpunkt des Unternehmers Kostenbestandteile der im Produktionsprozeß entstehenden Produkte und werden als solche in den Preis des zukünftigen Produktes sehr sorgfältig einkalkuliert. Vom Standpunkt der Arbeiter und Angestellten dagegen sind sie Entgelt für die von ihnen dar-

1) Vgl. Liefmann, a. a. O. S. 87.

gebotenen Leistungen, welches ihnen in Gestalt einer Geldsumme gewährt wird. Als Geld nun sind die Arbeitseinkommen Kaufkraft, in der Sprache der Anweisungstheorie des Geldes (vertreten durch die Epigonen Knapps) Anweisungen auf das Sozialprodukt. Der Vorgang ist also klar und einfach: Der Arbeiter bietet seine Leistungen an und erhält dafür eine Geldsumme, die der Arbeitgeber bei sich als Kostenbestandteil bucht. Beide Summen, die Kostensumme des Unternehmers und die Einkommengeldsumme des Arbeiters und Angestellten, müssen also identisch sein. Diese Tatsache sei vorläufig festgehalten als der Grundsatz der Identität von Arbeitskosten und Arbeitseinkommen, der uns an anderer Stelle noch einmal beschäftigen wird.

Welche Rolle spielt nun das Arbeitseinkommen im Zirkulationsprozeß der Waren und des Geldes, und wie läßt es sich in das oben aufgestellte Schema einreihen? — Der Einkommensempfänger erhält es beim Ankauf seiner Leistung durch den Unternehmer, und zwar handelt es sich bei diesem Tausch im wesentlichen um einen Tausch der Leistungen gegen das Geld. Dieses Geld ist ein Bestandteil des in einer Unternehmung zum Zwecke der Bewerkstelligung der Produktion oder des Handels verausgabten Kapitals, in obigem Schema also ein Teil der Geldmenge G. In der Unternehmung teilt sich demnach das vorzuschießende Geld G in zwei Teile. Der eine Teil, dessen Schicksal bereits dargestellt ist, wird zum Ankauf der sachlichen Produktionsmittel, der andere zum Ankauf der Arbeitsleistungen verwendet. Aus jeder der drei oben angenommenen Unternehmungen entspringt demnach in der Form von Löhnen und Gehältern ein Geldstrom I A, II A, III A (vgl. das Schema). Dieses Geld verläßt die Unternehmung und geht in die allgemeine Geldzirkulation erst wieder ein, entweder auf dem Konsumtionsmittelmarkt, indem damit Waren gekauft werden, oder indem es gespart und als Kredit irgendwo abermals vorgeschossen wird. Diese drei Geldströme kann man sich zu einem großen Einkommengeldstrom zusammenfließend denken, der dann die ganze große Masse der Arbeitseinkommen sämtlicher unbeständig erwerbstätigen Personen in sich schließt und der mit gewissen Abzweigungen, die noch zu erörtern sind, aus den Unternehmungen zum Konsumtionsmittelmarkt hinströmt und eine der Hauptschlagadern der Geldzirkulation darstellt. — (– – – Linien A, vgl. das Schema.) Von ihm zweigt ab derjenige Teil der Arbeitseinkommen, der als Spargeld den Kapitalmarkt aufsucht und dort als Geldangebot erscheint. (Siehe Schema.)

Da alles Einkommen letzten Endes aus den Unternehmungen stammt [1]), so muß neben dem Geldstrom der Arbeitseinkommen aus den Unternehmungen ein zweiter Geldstrom hervorgehen, welcher, gleichsam an einer anderen Stelle der Unternehmungen entspringend, drei weitere Einkommensarten, nämlich Grundrente, Kapitalzins und Unternehmergewinn, in sich schließt. Sein Ursprung kann in obigem Schema offenbar nur in der Differenz $G_1 - G$ gesucht werden, welche als der Geldreinertrag der Unternehmung bezeichnet wurde. Es muß jedoch betont werden, daß $G_1 - G$ keineswegs identisch ist mit dem Reinertrag in privatwirtschaftlichem Sinne. Zum Verständnis des Folgenden muß man sich stets vergegenwärtigen, was $G_1 - G$ eigentlich bedeutet: G ist darin die Summe von Pm+A, also des Geldes, welches für Produktionsmittel und Arbeitskraft verausgabt wurde; G_1 ist der Gesamterlös aus dem Verkauf des Warenquantums W, also dessen Preis. Dennoch könnte $G_1 - G$ mit dem Reinertrag in privatwirtschaftlichem Sinne identisch sein bei Unternehmungen, welche außer den beiden großen Posten Pm+A keine Kosten haben, also bei Unternehmungen, welche auf eigenem Boden und ganz und gar mit eigenem Kapital arbeiten und daher weder Grundrente noch Zinsen zu zahlen haben. Damit soll natürlich nicht gesagt sein, daß solche Unternehmungen, weil sie von diesen Lasten befreit sind, nun auch keine Zinsen und Grundrente abwürfen. Allein jene Kostentheorie, welche über den Horizont des Buchhalters nicht hinausgekommen ist und aus den Einkommen Kosten machen möchte [2]), unterstellt immer Unternehmungen, die auf Kredit und auf gepachtetem Boden wirtschaften. Wenn aber diese Unterstellung gemacht werden darf, warum soll man dann nicht auch einmal die gegenteilige machen dürfen? Es zeigt sich dann, daß die Unternehmungen eben in der Form der Differenz $G_1 - G$ alle diese „Kosten" erst bei sich realisieren müssen, bevor sie sie weitergeben können; also der Pächter, der Industrielle etc. muß die Grundrente, die Zinsen, die Dividende usw. — erst bei sich realisiert haben, bevor er sie an den Grundbesitzer, den Gläubiger, den Aktionär abführen kann. Das ist der Sinn der Differenz $G_1 - G$ in obigem Schema. Aus diesem Grunde auch ist sie als der gemeinsame Urquell aller Einkommen mit Aus-

1) Auf diejenigen Einkommen, bei denen dieser Satz scheinbar nicht zutrifft, die sogenannten abgeleiteten Einkommen, wird noch zurückzukommen sein auf S. 24 dieser Arbeit.

2) Näheres über diese von A. Smith eingeschlagene Richtung der Verteilungslehre siehe unten S. 29 ff.

nahme des Arbeitseinkommens anzusehen, zu welchem diese sich verhalten wie die Subtrahenden zum Minuendus, von dem man also so lange Einkommen abziehen kann, bis nichts mehr übrig bleibt. Es ist leicht einzusehen, daß G_1 nicht notwendig alle drei Einkommensarten enthalten muß, sie jedoch stets enthalten kann und in der Regel wenigstens eine von ihnen auch wirklich enthält.

Nach dem Gesagten müßten nun eigentlich, von G_1 ausgehend, drei weitere, den genannten Einkommensarten entsprechende Geldströme konstruiert werden. Im Interesse der Übersichtlichkeit des Schemas scheint es jedoch geboten, davon abzusehen und alle drei Einkommen sich zu einem gemeinsamen Strome vereinigen zu lassen. Angenommen, G_1 sei bei den drei Unternehmungen schon realisiert und die Geldmenge G_1—G eben im Begriff, sich in die Einkommen aufzulösen, dann gibt es für diese drei Verwendungsmöglichkeiten; und zwar können sie: 1) zum Kapital der Unternehmung geschlagen, 2) verliehen und 3) konsumiert werden. Entsprechend den drei Verwendungsmöglichkeiten muß man sich daher zu 1) vorstellen, daß G, nunmehr vergrößert um die ihm zugeschlagene Geldmenge, seinen Kreislauf von neuem beginnt, während die letzten beiden Verwendungsmöglichkeiten sich darstellen lassen als ein Geldstrom, der, von G_1 in jeder Unternehmung ausgehend, sich teils nach dem Konsumtionsmittel, teils nach dem Geld- und Kapitalmarkt hin bewegt (vgl. das Schema). So treffen sich die beiden großen in der Volkswirtschaft fließenden Ströme des Geldeinkommens an zwei Stellen. Auf dem Konsumtionsmittelmarkt, um sich zur Nachfrage nach Waren, und auf dem Geld- und Kapitalmarkt, um sich zum Angebot des Geldes zu vereinigen. Auf diesen beiden Märkten treten somit die Geldeinkommen abermals in die Zirkulation ein: die zum Verbrauch bestimmten im Wege des Umsatzes in die Konsumtionsmittel, die gesparten, zur Anlage bestimmten, durch ihren Übergang in die Hand des Geldnehmers, welcher sie in der Regel zum Zwecke der Bewerkstelligung irgendeiner Produktion oder des produktionslosen Erwerbs wieder als Kapital vorschießt. Daraus ergibt sich die enge Beziehung zwischen Geld- und Kapitalmarkt und der Unternehmung, welche sich im Schema darstellt durch die Linien an der rechten Seite desselben.

Neben den genannten Einkommensarten unterscheidet man in unserer Wissenschaft noch die sog. abgeleiteten Einkommen. Zu ihnen gehören in erster Linie die Einkommen der freien Berufe sowie der öffentlichen Beamten. Abgeleitet sind diese Einkommen deshalb, weil sie nicht unmittelbar aus den Unternehmungen her-

vorgehen, sondern mit den aus den Unternehmungen stammenden Einkommen erst eine Reihe von Leistungen bezahlt werden, deren Geldäquivalent bei den Darbietern dieser Leistungen dann zu Einkommen wird. So bezahlt man mit seinem Arbeits-, Renten- und Zinseinkommen den Arzt, die Theaterkarte und damit den Schauspieler, aus den Steuern die öffentlichen Beamten etc. — In dieser Weise leitet sich von jedem der beiden schon konstruierten Geldströme je ein mit „Abgeleitete Einkommen" bezeichneter Geldstrom ab, der, da die Verwendungsmöglichkeiten dieser Einkommen im großen und ganzen dieselben sind wie bei den anderen, einen diesen analogen Verlauf nimmt. Damit hätte sich das Schema allmählich vervollständigt.

Indessen bedarf es noch einer allgemeinen Betrachtung. Es könnte vielleicht gegen das Schema der Einwand erhoben werden: die Wirklichkeit lasse sich nicht in ein Schema zwingen, daher sei alles dies bloße Konstruktion, graue Theorie. Es ist dem Verfasser aufgefallen, daß außer von „Praktikern", deren theoretisches Begriffsvermögen immer schon sehr beschränkt gewesen ist, dieses Argument namentlich von Studenten gern und oft gebraucht wird. Kommt doch ihrer Mentalität jenes bekannte Zitat aus dem Faust von der grauen Theorie so sehr entgegen, daß sie manchmal, gestützt auf die Autorität Goethes, sich alle weiteren, mit ernstlicher Reflexion über Zusammenhänge der Volkswirtschaft verbundenen Mühen ersparen zu können meinen. Jedoch ist mit dieser kleinen Spitze das Argument noch nicht erledigt. Oft hat es eine gewisse Berechtigung; denn in der Tat und eingestandenermaßen ist heutzutage die ökonomische Theorie etwas verfahren. Auch sollte man an dem Urteil des Studenten deshalb nicht achtlos vorübergehen, weil er es ist, der in Zukunft die Wissenschaft gestalten soll.

Es sei ohne weiteres zugestanden, daß nicht im entferntesten daran gedacht werden kann, in der Form eines Schemas ein auch nur halbwegs getreues Bild der Wirklichkeit zu geben. Das ist unmöglich und überdies der Erkenntnis gar nicht förderlich. Angesichts der tausendfältigen Wirklichkeit würde nämlich ein solches Vorhaben bald in ein Aufzählen und Beschreiben von Einzelheiten ausarten, wobei das Allgemeine und Prinzipielle der Dinge bald unter den Tisch fallen müßte. Nun beginnt aber alle Wissenschaft eigentlich erst dort, wo die bloße Beschreibung von Einzeltatsachen aufhört und das Augenmerk auf das ihnen Gemeinsame, das Allgemeine gerichtet wird, dessen man sich jedoch niemals in concreto,

sondern immer nur in abstracto bewußt werden kann. Darum ist nicht nur alle Theorie, sondern sogar das Denken überhaupt notwendig abstrakt und kann gar nicht anders sein, weil bereits seine Elemente, nämlich die Begriffe, Abstracta sind. Die Forderung eines sog. anschaulichen Denkens ist also ganz verkehrt, weil es ein solches Denken garnicht geben kann, vielmehr die Anschauung dem Denken vorausgeht, und das, was unter diesem Namen kursiert, weiter nichts ist als ein leeres Gerede aus der bloßen Erinnerung.

Nun gar den Kreislauf der Waren und des Geldes durch einfache Betrachtung der Wirklichkeit erfassen zu wollen, ist ganz und gar unmöglich. Dieser ist nämlich prima facie in der Wirklichkeit gar nicht sichtbar, denn hier gibt es immer nur eine Reihe von Einzelkäufen und -verkäufen. Man kann sich also seiner nur bewußt werden mittels des Denkens, also in abstracto, und bloß nachträglich kann man dann dem auf diese Weise Erkannten eine gewisse Anschaulichkeit dadurch verleihen, daß man es in Form eines Schemas auf das Papier projiziert und auf diese Weise auch dem Auge zugänglich macht, so wie das seinerzeit Quesnay getan hat und es hier ebenfalls versucht wurde. Abgesehen davon aber ist das mit dem Akzent des Vorwurfs vorgebrachte Argument der „grauen Theorie" hier schon deshalb hinfällig, weil es sich bei der Erfassung des Kreislaufs gar nicht um Theorie, sondern um Analyse handelt. Wenn man alle Spekulation über ein Objekt als Theorie also auch alle Spekulation über das Objekt Volkswirtschaft als ökonomische Theorie bezeichnet, dann verschwindet allerdings der Unterschied zwischen Analyse und Theorie. Faßt man hingegen den Begriff der Theorie etwas enger als wissenschaftlich-einheitliche, oder gar gesetzmäßige Erklärung eines Tatsachenkomplexes aus einem bestimmten Prinzip, dann liegt der Unterschied der Analyse von der Theorie gerade in dem Fehlen eines solchen Erklärungsprinzips bei der ersteren. Analyse ist nämlich bloße Zurückführung des Besonderen auf das Allgemeine, also Zerlegung eines Gegenstandes in seine Teile und Eigenschaften. Dagegen wäre, so gesehen, das Vorhandensein eines Erklärungsprinzips das eigentliche Kennzeichen der Theorie. Ein solches kann induktiv gewonnen oder aber auch nur eine Annahme sein; immer aber steht und fällt die Theorie mit seiner Brauchbarkeit zum Zwecke der Förderung der Erkenntnis, welcher zu dienen seine eigentliche Bestimmung st. Daher ist auch alle Theorie in diesem Sinne endgültig immer nur vom Standpunkt des pragmatischen Denkens aus zu beurteilen. Sie ist „grau", wenn sie unbrauchbar, d. h. eben nicht erkenntnis-

fördernd ist [1]). Nun ist aber in unserer Darstellung von Theorie in diesem Sinne nie die Rede gewesen, sondern immer handelte es sich um reine Analyse. Da nun, wie Schopenhauer einmal treffend bemerkt hat, jedes angeblich voraussetzungslose Verfahren in der Wissenschaft Windbeutelei ist, weil man immer irgend etwas als gegeben ansehen muß, um davon auszugehen, so mußte freilich diese Analyse einen Ausgangspunkt haben. Es mußte die Unternehmung mit ihren eigenen Prämissen vorausgesetzt werden und erschien deshalb als der gegebene Anknüpfungspunkt, weil sie sozusagen das Zentrum aller jener Beziehungen ist, welche in ihrer Totalität die Volkswirtschaft ausmachen. Daneben wurden allerdings noch gewisse weitere, aber begründete Voraussetzungen gemacht (s. S. 17 d. Arb.), jedoch haben diese keineswegs den Charakter von Erklärunsprinzipien, sind vielmehr, wie leicht einzusehen ist, notwendige Übel, ohne die eine Projektion des in abstracto erkannten Kreislaufs auf das Papier nicht möglich gewesen wäre. Erklären soll das Schema überhaupt nichts, sondern nur zeigen, was der Kreislauf des Geldes und der Waren ist und was man sich unter diesem Namen vorzustellen hat; womit aber nicht gesagt sein soll, daß es nicht auch als Grundlage zur Klärung nationalökonomischer Fragen benützt werden könnte. Vielmehr ist dieses bezüglich des Zinsproblems hier gerade seine Bestimmung.

Von diesen Prämissen aus hat die bisherige Darstellung als Resultat ein Beziehungsgebilde ergeben, das keineswegs bloße Konstruktion ist, dem vielmehr etwas sehr Reales zu Grunde liegt, nämlich die wirklichen Unternehmungen, die in ihrer Gesamtheit einem Organismus gleichen, der einerseits die Waren, anderseits die Einkommen in Geldgestalt liefert; die wirkliche Geld- und Warenzirkulation oder — wenn man will — den durch den Kreislauf des Geldes vermittelten Stoffwechselprozeß der wirtschaftenden Gesellschaft.

Daß dieser Kreislauf in der Wirklichkeit auf den ersten Blick nicht erkennbar ist, liegt bloß daran, daß er dort aus einer Reihe von Käufen und Verkäufen besteht, aus denen man ihn erst konstruieren muß. Auf dem Papier war diese Konstruktion ohne gewisse, die Darstellung vereinfachende Voraussetzungen nicht möglich. Sie mag dadurch unvollkommen sein, aber wirklichkeitsfremd ist

1) In der Naturwissenschaft ist gegenwärtig dieser Begriff der Theorie herrschend. Was sich heute ökonomische Theorie nennt, ist ein Gemisch von Analyse und Theorie in diesem Sinne. Dagegen ist speziell die Zinstheorie reine, von Prinzipien ausgehende Theorie.

sie nicht, denn die als Kreislauf der Waren und des Geldes dargestellten Beziehungen sind zugleich wirkliche Beziehungen, deren klare Erfassung Sinn und Zweck der ganzen Konstruktion gewesen ist und zu denen sich diese daher verhält wie das Abstractum zur Wirklichkeit, wie der Begriff zu seinem in der Erfahrung gegebenen Objekt, wovon er abstrahiert ist.

IV. Das Zinsproblem oder die vier den Zins betreffenden Fragen.

Welche Gründe zum Nachdenken über den Zins Veranlassung gegeben und im Lanfe der Zeit eine so umfangreiche Zinsliteratur heraufbeschworen haben, wurde schon oben S. 6 auseinandergesetzt. Überlegt man sich im Anschluß an das dort Gesagte alle die Fragen, welche angesichts des Zinses zu stellen unser Intellekt überhaupt in der Lage ist, dann ergibt sich bei vernünftiger Fragestellung, daß es deren vier sind, nämlich: 1. was ist der Zins, 2. wie wird der Zins realisiert, 3. woher stammt der Zins, bzw. die Frage nach seiner Quelle, 4. die Frage nach dem Warum, welche wiederum in zweifachem Sinne gestellt werden kann, und zwar a) warum existiert der Zins überhaupt? b) warum empfängt der Kapitaleigentümer den Zins? Da es bezüglich des Zinses eine weitere nationalökonomisch bedeutsame Frage nicht gibt, kann das Zinsproblem nur in diesen vier Fragen bestehen. Es wird gelöst sein, wenn auf jede von ihnen eine Antwort gefunden ist, welche unseren Intellekt deshalb befriedigt, weil sie in sich gar nichts Problematisches mehr enthält, sich also in letzter Linie nur noch auf unmittelbar evidente oder auf sonstige schon bewiesene Sätze stützt.

1. Was ist der Zins?

Nachdem oben S. 1 ff. mittels einer Analyse des Zinsbegriffes auf die erste dieser vier Fragen eine befriedigende Antwort bereits gefunden wurde, verbleiben als Gegenstand der Betrachtung also nur noch die drei letzten. Sie sollen der Reihe nach und jede für sich zum Gegenstande des Nachdenkens gemacht werden.

2. Wie wird der Zins realisiert?

Bei der Erörterung dieser Frage ist es notwendig, daß man sich des engen Zusammenhangs zwischen Preis- uud Einkommensbildung stets bewußt bleibt. Nicht so sehr deshalb, weil in der

entwickelten Geldwirtschaft die Mehrzahl aller Einkommen die Preisform annehmen, als vielmehr weil hier — wie ein Blick in das Schema sogleich erkennen läßt — sozusagen alle Einkommen entweder aus Warenpreisen bezahlt oder aber demjenigen, der sie z. B. in der Form von Löhnen schon vor der Realisierung des Warenpreises vorgeschossen hatte, im Preise seiner Waren nachträglich wieder zurückerstattet werden müssen. Und zwar ist, wie die Erfahrung lehrt, kraft der privatwirtschaftlichen Logik und Konsequenz der Dinge diese Abhängigkeit der Einkommensbildung von der Preisbildung eine so große, daß das ganze Wohl und Wehe aller an einem Unternehmen Beteiligten und Beschäftigten von der Preisbildung seiner Produkte abhängt. Wenn Goethe in bezug auf das menschliche Begehren im allgemeinen das Wort geprägt hat: „Am Golde hängt, nach Golde drängt doch alles", so kann man daher, auf die Wirtschaft übertragen, ebenso treffend sagen: „An Preisen hängt, nach Preisen drängt doch alles!" Daher denn auch der Preiskampf, die Kartelle und was damit zusammenhängt.

Eben das ist ja der Sinn des Wortes „Risiko", daß man als Unternehmer in Produktion oder Handel Geld oder Geldwerte vorschießt, in der Erwartung dieselben würden einem später mit einem Aufschlag — dem Gewinn — zurückfließen. Weil aber dieser Rückfluß des Vorgeschossenen keineswegs eine so selbstverständliche Sache ist, wie es dem ungeschulten Auge, das in die Verhältnisse und Bedingungen der Geld- und Warenzirkulation noch keinen Einblick getan hat, scheinen mag, deshalb tritt der Unternehmer auf dem Markt allemal mit zudringlichem und lautem Gebahren auf, welches er bloß deshalb in die so kostspielige Form der Reklame kleidet, weil seine vox humana ein derartiges in der ganzen Welt hörbares Fortissimo hervorzubringen nichte imstande ist. Kurzum, der Zusammenhang zwischen Warenpreis- und Einkommensbildung ist in der Erfahrung des täglichen Lebens mit Händen zu greifen, und hat daher auch schon bei Adam Smith seine Beachtung gefunden[1]). Jedoch ist Smith gerade hier leider sehr widerspruchsvoll geblieben, weil er nämlich, jenachdem er von den Warenpreisen oder von den Einkommen ausgeht, zwei verschiedenen Betrachtungsweisen huldigt, welche zu ganz verschiedenen Konsequenzen führen. Es verlohnt sich, dabei etwas zu ver-

1) Siehe einige Zeilen weiter und vgl. das 6. Kap. des I. Buches der „Untersuchungen über die Natur des Nationalreichtums".

weilen, weil die Verteilungslehre Smiths das Schicksal der späteren Verteilungslehre wesentlich bestimmt hat.

Sehr klar und eingehend ist dieser Widerspruch bei Smith dargestellt von Marx im 2. Bande seines „Kapital", S. 335ff. in der 2. Auflage, worauf hier verwiesen sei. Es verhält sich damit wie folgt: Smith sagt laut Buch 1, Kap. 6, S. 69 der Übersetzung von Stöpel, 2. Auflage: „In jeder Gesellschaft löst sich der Preis der Waren schließlich auf in einen oder den andern dieser drei Teile (gemeint sind Arbeitslohn, Profit und Grundrente) oder in alle drei; und in jeder fortgeschrittenen Gesellschaft gehen sie alle drei mehr oder weniger als Bestandteile in den Preis des weitaus größten Teils der Ware ein". Ferner S. 72: „Arbeitslohn, Profit und Bodenrente sind die drei Urquellen allen Einkommens sowohl wie alles Tauschwertes. Da dies gilt mit Bezug auf jede besondere Ware einzeln genommen, muß es auch gelten für alle Waren in ihrer Gesamtheit, wie sie das ganze jährliche Produkt des Bodens und der Arbeit eines jeden Landes ausmachen". — „Der gesamte Preis oder Tauschwert dieses jährlichen Produkts muß sich auflösen in dieselben drei Teile und verteilt werden unter die verschiedenen Bewohner des Landes entweder als Lohn ihrer Arbeit oder als Profit ihres Kapitals oder als Rente ihres Grundbesitzes" (Buch 1, Kap. 6, S. 71).

Aus diesen Zitaten geht hervor, daß Smith einerseits vom Tauschwerte bzw. vom Warenpreise ausgehend, diesen in Arbeitslohn, Profit und Bodenrente auflöst, ihn aber andererseits aus ihnen zusammensetzt, indem er den Zusammenhang umkehrt und sie zu Urquellen des Tauschwertes macht. Nun könnte man sagen, es führen eben hier zwei Wege nach Rom. Aber weit gefehlt! Es ergeben sich gerade hier aus den beiden Denkverfahren ganz verschiedene Konsequenzen. Es ist nicht einerlei, ob man vom Warenpreise ausgeht und ihn in seine Teile zerlegt, oder ob man von diesen Teilen ausgeht und ihn als deren Resultante konstatiert; ebensowenig wie es einerlei ist, ob man eine Uhr in ihre Teile zerlegt oder aber sie aus ihren Teilen zusammensetzt. Im einen Fall wird das Ganze vorausgesetzt, im andern ergibt es sich erst aus den Teilen. Daher erscheint der Preis im ersten Fall als das Primäre und Bestimmende, seine Höhe also als bestimmend für die Höhe der drei Einkommen in ihrer Gesamtheit. Im zweiten Fall jedoch erscheint der Preis als durch die Einkommen bestimmt, also seine Höhe als von deren Höhe abhängig. Dieses sich zu vergegenwärtigen ist darum wichtig, weil an die beiden Denkver-

fahren bei Smith zwei verschiedene Richtungen in der Verteilungslehre anknüpfen. Die eine, welche vom Preise ausgeht, führt über Ricardo zu Karl Marx; bei ihr ist Ausgangspunkt der Betrachtung immer die Unternehmung, die Verteilungslehre ist hier eine Preisanalyse und die Preislehre daher das Primäre, die Lehre von der Einkommensverteilung das darauf beruhende Sekundäre. Die andere, von den bürgerlichen Epigonen Smiths vertretene und in der Folgezeit herrschend gewordene Richtung ist dadurch charakterisiert, daß sie, von den Einkommen ausgehend, diese zwar als Preisbestandteile konstatiert, sie jedoch kausal nicht auf den Warenpreis, sondern auf den ihnen adäquaten Produktionsfaktor zurückzuführen sucht.

In der Formelsprache lassen sich diese beiden Denkweisen, wie folgt, darstellen:

1) Warenpreis — Lohn / Profit / Rente

2) Boden — Rente; Kapital — Zins; Arbeit — Arbeitslohn.

Ist so in der ersten Formel der enge Zusammenhang zwischen dem Warenpreis und dem Einkommen gewahrt, so steht bei der zweiten die Beziehung der Einkommen zum entsprechenden Produktionsfaktor offenbar im Vordergrund. Unternehmung und Warenpreis erscheinen hier nicht mehr als der gemeinsame Ursprung der Einkommen, sondern jede Einkommensart scheint für sich aus dem ihr adäquaten Produktionsfaktor zu entspringen. Dementsprechend scheint auch die Aufgabe der Verteilungslehre hier darin zu bestehen, zu beweisen, daß die Eigentümer des Bodens und des Kapitals die entsprechenden Einkommen nicht ohne jegliche Gegenleistung empfangen. Ist dieses irgendwie gelungen, dann ist das Problem der Einkommensverteilung glücklich gelöst, man hat Zins und Rente erklärt und gleichzeitig gerechtfertigt.

Es ist hier nicht der Ort auf das Allgemeine dieser durch die Formel 2) gekennzeichneten Einkommenslehre näher einzugehen [1]).

---

1) Vgl. Marx „Kapital", Bd. 3, 2. Aufl., 2. Abschn., S. 349 ff., wo diese Einkommenslehre in zwar tendenziösem Ton, aber doch treffend kritisiert ist. Dort steht auch auf S. 366 folgender Satz, der jedoch ganz nur auf der Grundlage des vorher Gesagten zu verstehen ist: „Es ist das große Verdienst der klassischen Ökonomie, diesen falschen Schein und Trug (gemeint ist die durch die Formel 2) gekennzeichnete Verteilungslehre), diese Verselbständigung und Verknöcherung der verschiedenen gesellschaftlichen Elemente des Reichtums gegeneinander, diese Personifizierung der Sachen und

Dafür aber interessiert hier die Formel „Kapital — Zins“ um so mehr, als diese der Grundbaß einer Reihe von Zinstheorien ist, wenngleich sie in dieser Form auch darum als völlig sinnlos erscheint, weil bloß das in der Unternehmung fungierende Kapital und dieses eben infolge seiner Funktion, nicht aber infolge seiner Eigenschaft als Sache, Zins abwirft. Im nächsten der Zinstheorie gewidmeten Abschnitt ist daher auf diese Formel noch einmal zurückzugreifen. Inzwischen aber soll, an die erste Denkweise bei Smith anknüpfend, die Entwicklung der Verteilungslehre bis zu Marx betrachtet werden.

Ricardo hat die erste Denkweise Smiths akzeptiert und ihr bezüglich der Grundrente mit seiner hier als bekannt vorausgesetzten Differentialrententheorie zum Siege verholfen. Auch der Profit figuriert in der Kostentheorie Ricardos nur noch deshalb, weil seiner Ansicht nach der Kapitalist für den Fall, daß ihm die Preisbildung seiner Waren keinen Profit läßt, die Produktion einstellt, dadurch das Angebot verringert und den Preis so lange steigert, bis Profite wieder möglich sind. Nur auf diesem Wege also kann nach Ricardo der Profit, oder besser das Profitstreben, auf den Preis wirken; der Profit selber erscheint aber immer als durch den Preis und nicht etwa umgekehrt, der Preis als durch den Profit bestimmt. Dies beweist deutlich die Ansicht, nach welcher mit steigendem Lohn der Profit fallen muß, welche Ricardo aber nur darum vertritt, weil er immer vom Preise als dem Gegebenen ausgeht, welches er in seine Teile zerfällt, von denen sich dann naturgemäß einer nur auf Kosten eines andern vergrößern kann. Ähnlich, wie wenn jemand einen Apfel unter drei Kinder verteilen will, er dem einen nur dann mehr geben kann, wenn er dem anderen weniger gibt. Ricardo zerlegt also den Preis in einen Teil, welcher dem Unternehmer den vorgeschossenen Arbeitslohn wieder ersetzt, einen Teil, welcher ihm den Profit (Zins + Unternehmergewinn) und endlich einen letzten Teil, welcher ihm die Grundrente liefert.

Vernünftigerweise muß man sich nun fragen: wo bleibt denn derjenige Teil des Preises, der dem Unternehmer das für die Pro-

Versachlichung der Produktionsverhältnisse, diese Religion des Alltagslebens aufgelöst zu haben, indem sie den Zins auf einen Teil des Profits und die Rente auf den Überschuß über den Durchschnittsprofit reduziert, so daß beide im Mehrwert zusammenfallen; indem sie den Zirkulationsprozeß als bloße Metamorphose der Formen darstellt und endlich im unmittelbaren Produktionsprozeß Wert und Mehrwert der Waren auf die Arbeit reduziert.“

duktionsmittel vorgeschossene Kapital wieder ersetzt? Diesen Preisbestandteil unter dem Namen „konstantes Kapital" in die Preisanalyse eingeführt zu haben, ist das Verdienst des Karl Marx. Smith hatte diesem Faktor nur durch seine Unterscheidung von Brutto- und Nettoeinkommen Rechnung getragen, ihn aber in seiner Preisanalyse dadurch beseitigt, daß er alle Produktionsmittel in letzter Linie nur auf Arbeit, und also auch den ihnen adäquaten Preisbestandteil nur auf Arbeitslohn zurückführte, Marx dagegen hat die selbständige Bedeutung dieses Faktors erkannt und daher sowohl den Einzelpreis wie den Preis aller Waren in ihrer Gesamtheit zerteilt in je ein Äquivalent für das konstante =, das variable Kapital und für den Mehrwert; also in der Formelsprache ausgedrückt: in c + v + m. Da der Mehrwert den Profit = Zins + Unternehmergewinn sowie die Grundrente in sich schließt, sind demnach bei Marx bereits fünf Preisteile erkennbar und auf eine kurze Formel gebracht.

Da die Marx'sche Doktrin beinahe bis zum Überdruß reproduziert worden ist, so genügt hier eine fragmentarische Wiedergabe des für den vorliegenden Zweck Notwendigen. Marx kommt zur Formel c + v + m auf der Grundlage seiner Wertlehre. Diese setzt schlankweg Wert = Arbeit[1]). Folglich ist aller Warenwert geronnene gesellschaftlich-notwendige Arbeit, Arbeitsgallerte, und es kommt die Ware bereits mit ihrem Wert behaftet aus dem Produktionsprozeß heraus. Hier wirken zusammen:

a) das konstante Kapital, welches seinen Wert, das ist die in ihm vorgetane geronnene Arbeit, auf das Arbeitsprodukt überträgt,

b) die lebendige Arbeit, welche dem Produkt neuen Wert zusetzt. Sie zerfällt in notwendige Arbeit, die der Unternehmer mit v dem variablen Kapital bzw. dem Arbeitslohn bezahlt, und

---

1) Hier anknüpfend, könnte man Marx einen Strick drehen, welcher für ihn gefährlicher wäre als alle Kritik der Grenznutzler, weil man ihn hier mit seinen eigenen Argumenten schlagen kann. Denn er, der als Theoretiker des Äquivalententausches mit dem richtigen Argument: man könne nur kommensurable Größen einander gleichsetzen, so viel operiert hat, der gleich am Anfang des „Kapital" das Gemeinsame und daher Kommensurable der Waren sucht, um sie nacher beim Tausch einander gleichsetzen zu können, macht dabei sofort den Saltomortale und setzt zwei inkommensurable Dinge, nämlich Wert und Arbeit, einander gleich. Ob eine derartige Marxkritik schon existiert, ist dem Verfasser unbekannt und ihre Möglichkeit sei hier auch nur nebenbei bemerkt.

in die Mehrarbeit m, die, weil sie produktbildend ist, auch wertbildend ist, trotzdem sie nicht bezahlt wird.

Daraus ergibt sich, daß der Warenwert zerlegbar ist in c + v + m, und ebendas gilt auch für den Preis, der nach Marx ja nur der versilberte Wert ist.

Hier sind nun die Einkommen keineswegs mehr Bestandteile oder gar Urquellen des Tauschwertes bzw. des Preises, dieser ist auch nicht etwa bestimmt durch den Arbeitslohn, sondern durch die Arbeit selber, die hier mit dem Werte einfach identifiziert wird. Anders ausgedrückt: die Preise der Waren stehen zueinander in denselben Verhältnissen, in denen sie gesellschaftlich notwendige Arbeit in sich aufgesogen haben.

Allerdings existiert also nach Marx aller Wert zunächst in der Warengestalt; der Mehrwert daher in demjenigen Teil der Waren, in dem sich die Mehrarbeit vergegenständlicht hat. Demnach sollten die, die nur den 1. Bd. des „Kapital" oder gar nur etwas darüber gelesen haben, über diesen Gegenstand befragt, ihre Darlegungen nicht mit der Phrase beendigen: „Der Kapitalist stecke den Mehrwert in die Tasche". Marx ist doch noch so gütig gewesen, selbst seinem Freund „Kapitalisten" aus der Verlegenheit herauszuhelfen, in die dieser käme, wenn er den Mehrwert, der, wie gesagt, zunächst in der Warengestalt existiert, also in der Form von Zucker, Erz, Kohle, Schuhwichse und anderen Dingen auf die Welt kommt, in die Tasche stecken wollte. Und zwar hat er dies getan im 2. Bd. seines Hauptwerks, wo er sich mit der „Versilberung" des Wertes sehr eingehend beschäftigt und ihm dieses Problem, als es sich um die Darstellung der Kapitalakkumulation handelte, sogar einiges Kopfzerbrechen gemacht hat. Daß es nicht nur in der Theorie sondern auch in der Praxis besteht, sollte man eigentlich nicht zu sagen brauchen, da es hier durch jede Krisis, ja sogar durch jeden Bankrott sozusagen in tragischer Weise vorgeführt wird, wenngleich auch die Zinstheorien, welche mit stierem Blick immer nur auf der Formel: „Kapital — Zins" oder auf irgendeinem „Prinzip" haften bleiben, nichts davon wissen [1]).

1) Es darf hier bemerkt werden, daß die Frage nach dem Wie, also dieselbe Frage, die bezüglich des Zinses auch oben gestellt wurde, die Kardinalfrage des ganzen „Kapital" ist und Marx mit seinem ganzen Werk nichts anderes gewollt hat als darzustellen, wie der gesellschaftliche Reproduktionsprozeß, dessen Geheimnis er in seinem Wertprozeß gefunden zu haben glaubte, abläuft, d. h. in welcher Weise innerhalb einer Produktions-

Man kann sogar sagen, daß Marx gerade im 2. Bd. des „Kapital", wo er den genialen Blick in die Verhältnisse der Geld- und Warenzirkulation tut, um zu zeigen, in welcher Weise sich auch hier sein Wertgesetz durchsetzt, sich höchsteigentlich als politischer Ökonom zeigt, während im 1. Bd. nur zu oft der Agitator mit dem Ökonomen durchgeht. Hier gleicht Marx in der Betrachtungsweise dem großen Quesnay, der, möge seine Lehre längst widerlegt sein, immer noch das Verdienst hat, zum erstenmal den erkennenden Blick in gewisse Zusammenhänge der Volkswirtschaft getan zu haben.

Nur um zu zeigen, wie Marx sich die „Versilberung" des Warenwertes vorstellt, sei hier sein Schema der Reproduktion auf einfacher Stufenleiter kurz erläutert und zugleich verwiesen auf „Kapital", Bd. 2, 3. Abschnitt.

Marx betrachtet hier den Zirkulationsprozeß der individuellen Kapitale als Bestandteile des gesellschaftlichen Gesamtkapitals und legt seiner Untersuchung folgende Einteilung der Gesamtproduktion zugrunde:

I. Produktion von Produktionsmitteln.		
Kapital	4000 c + 1000 v	= 5000
Warenprodukt	4000 c + 1000 v + 1000 m	= 6000
II. Produktion von Konsumtionsmitteln.		
Kapital	2000 c + 500 v	= 2500
Warenprodukt	2000 c + 500 v + 500 m	= 3000

Die Rate des Mehrwerts m ist mit 100 % von v angenommen, die Zahlen mögen Millionen Mark bedeuten; ihre absolute Höhe ist jedoch gleichgültig, wichtig sind nur ihre Verhältnisse.

Die Umsätze zwischen sowie innerhalb der beiden Abteilungen vollziehen sich, indem das zu ihrer Bewerkstelligung nötige Geld als im Besitze der Kapitalisten vorausgesetzt wird, wie folgt:

Es setzt sich um: I v + m in Geld gegen II 2000 c in Ware, und zwar so: Die Arbeiter der Abt. I erhalten ihren Lohn in Geld und kaufen damit Konsumtionsmittel für 1000 von der Abt. II.

Die Kapitalisten I schießen ferner die Hälfte von I m = 500 in Geld vor und kaufen damit von Abt. II für 500 Konsumtionsmittel für sich selbst. Sie haben damit insgesamt 1000 v + 500 m in Geld

periode das Kapital reproduziert und die Einkommen realisiert werden. Diese Frage ist auch sehr viel sinnvoller als das ewige Fragen nach dem Warum, das, wenn man nur immerfort „warum" fragt, an einem gewissen Punkt ins Nichts führt.

verausgabt, während II auf diese Weise Ware im Werte von 1500 losgeworden ist. Jetzt kauft II mit den ihm zugeflossenen 1500 in Geld Produktionsmittel von I. Dadurch fließen an I die von ihm verausgabten 1500 wieder zurück, zugleich hat II drei Viertel seines konstanten Kapitals in natura erneuert. II kauft ferner für weitere 500 in Geld Produktionsmittel von I und ersetzt dadurch das letzte Viertel seines konstanten Kapitals in natura. Diese strömen ihm aber dadurch wieder zurück, daß I mit diesen 500 von II wiederum Konsumtionsmittel kauft.

Resultat: II hat sein konstantes Kapital in natura erneuert, I hat für 2000 Ware (Produktionsmittel), II für 2000 Konsumtionsmittel verkauft, und beide sind nach vollendetem Umsatz im Besitze derselben Geldmenge, die sie verausgabt hatten.

Es bleiben bei I noch 4000 c in Waren, bei II $1000 = v + m$, ebenfalls in Waren. Davon werden in der Abt. II Waren für 500 an die Arbeiter dieser Abt. verkauft, wodurch den Kapitalisten in II die von ihnen vorgeschossenen Löhne wieder zurückfließen. Es verbleiben also noch 4000 c in Abt. I und 500 m in Abt. II, beide in Waren. Diese müssen innerhalb jeder der beiden Abteilungen, also im gegenseitigen Austausch der Kapitalisten einer Abteilung untereinander, umgesetzt werden, wobei das hierzu nötige Geld wiederum als im Besitze der Kapitalisten befindlich vorausgesetzt wird. Dieses strömt aber demjenigen, der es vorgeschossen hatte, deshalb immer wieder zurück, weil jeder Kapitalist im Austauschverkehr einerseits Käufer, anderseits Verkäufer ist. So läuft dieser Austausch hinaus auf einen bloßen durch das Geld vermittelten Stellenwechsel der Waren, dessen Enderfolg der ist, daß die Kapitalisten II ihren Mehrwert untereinander verteilen, während die Kapitalisten I durch gegenseitigen Austausch ihr Kapital in der Naturalform erneuern. Soweit das Marx'sche Schema der einfachen Reproduktion.

Bei der Darstellung der Akkumulation und erweiterten Reproduktion ist Marx in Schwierigkeiten geraten, weil hier die Frage auftauchte: Wer versilbert der Kapitalistenklasse im Wege des Kaufes denjenigen Teil des Mehrwertes, welchen sie nicht verbraucht, da es doch der Voraussetzung nach nur Kapitalisten und Arbeiter gibt, die Arbeiter aber hier deshalb nicht in Betracht kommen, weil sie doch mit ihrem Lohn niemals den Mehrwert versilbern, sondern immer nur das variable Kapital wieder ersetzen können. Nach der Meinung Rosa Luxemburgs hat Marx sogar das Problem der Akkumulation des Kapitals nicht gelöst; indessen müssen

wir es uns versagen, hierauf einzugehen und verweisen auf Rosa Luxemburg „Die Akkumulation des Kapitals", wo dieser Gegenstand ausführlich behandelt ist.

Es ist großartig, wie sich der Tauschverkehr in dem Kopfe so eines Werttheoretikers ausmalt. Da kommen vermittels eines Saltomortale der Logik [1]) die Waren mit einem fix und fertigen „Wert" auf den Markt, der, da sich die Waren zu ihren Werten vertauschen, in der Zirkulation immer nur seine Gestalt wechselt, also eine fortdauernde Metamorphose durchmacht. Was hat der Metaphysiker der politischen Ökonomie die Vulgärökonomen gescholten, welche immer nur „an der Oberfläche der Erscheinungen haften" und das „innere Gesetz" und Geheimnis der kapitalistischen Wirtschaft nicht sehen! Dennoch, als es für Marx galt, vom inneren Gesetz, dem „Wertgesetz" her an die „Oberfläche" vorzudringen, da zeigte sich im 3. Band des „Kapital" der später in der Marx-Literatur berühmt gewordene „Widerspruch", es zeigte sich, daß die Ware nicht zu ihrem Werte, sondern — wie Marx selbst zugegeben hat — über oder unter ihrem Werte verkauft wird, daß es eine von der spezifischen Zusammensetzung des Kapitals unabhängige Durchschnittsprofitrate gibt usw. [2]).

Aber dieser Widerspruch entspringt bei Marx nur aus der von den Arbeitswerttheoretikern überhaupt gehandhabten Denkmethode, welche ihren Ausgangspunkt immer von dem unbewiesenen und daher orakelhaft ausgesprochenen Dogma: Arbeit = Wert nimmt und erst hinterher aus dieser „Tiefe", wo das „innere Gesetz" begraben liegt, an die Oberfläche vordringt, wo die Vulgärökonomen ihr Spiel treiben.

In der vorliegenden Arbeit wurde diese Denkmethode offenbar nicht gehandhabt, denn der Ausgangspunkt der ganzen Darstellung war durchaus die Oberfläche (von wo es eben in die Tiefe zu dringen gilt und nicht umgekehrt), die empirische Wirklichkeit bzw. das aus ihr gewonnene, von ihr abstrahierte Bild des Kreislaufs der Waren und des Geldes. In der Wirklichkeit aber stößt das Auge zunächst nicht auf den Wert — der ja für die Nationalökonomen immer das hinter dem Preis Liegende ist — sondern auf den Preis.

1) Vgl. Anm. 1 auf S. 39 d. Arb.

2) Über die Frage, ob dies nun lediglich „Schönheitsfehler" des Marxschen Systems sind und man seine Wertlehre als heuristisches Prinzip beibehalten kann, siehe Sombart, Zur Kritik des ökonomischen Systems von Karl Marx, Arch. f. soz. Ges., Bd. 7.

Von ihm wurde daher auch ausgegangen und zu ihm ist jetzt wieder zurückzukehren.

Legt man einmal alle Werttheorie, die, wie Gottl[1]) bewiesen, so viel Verwirrung in die ökonomische Theorie gebracht hat, beiseite, was bleibt dann von der Marxschen Doktrin noch übrig? Es bleibt die sehr richtige Einteilung des Preises (nicht etwa auch des Warenwertes!) in c + v + m, wobei dann allerdings m weiter nichts ist als der Sammelname für Grundrente und Profit, und der Profit wiederum der Sammelname für Zins + Unternehmergewinn. Der Warenpreis löst sich demnach bei Marx eigentlich nicht in drei, sondern in fünf Teile auf, von denen einer das für Produktionsmittel verausgabte konstante Kapital, einer das für Löhne verausgabte variable Kapital wieder ersetzt; ferner in einen Teil, der dem Unternehmer die Grundrente, einen, der ihm den Zins, und einen, der ihm den Unternehmergewinn liefert bzw. ersetzt, falls z. B. Grundrente oder Produktivdarlehnszins schon vor der Realisierung des Warenpreises bezahlt wurde.

In der Geldgestalt müssen demnach die Zinsen aus den in der Volkswirtschaft gemachten Umsätzen bzw. den bei diesen Umsätzen erzielten Preisen hervorgehen und werden somit realisiert von den Unternehmern als den Personen, die bei diesen Umsätzen als Verkäufer fungieren. Erst dieser Sachverhalt ermöglicht den Unternehmern, all den Zinsverpflichtungen nachzukommen, die sie ihrerseits eingegangen und die deshalb so groß sind, weil die Unternehmer im Kreditverkehr die Hauptschuldner sind und also auch den überwiegend größten Teil aller Bankzinsen bezahlen.

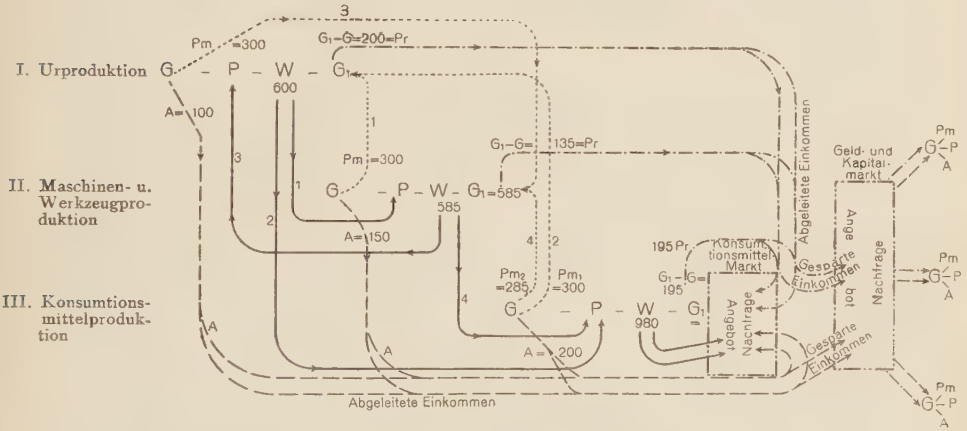
Diese Umsätze sollen jetzt auf der Grundlage des obigen Schemas betrachtet werden, welches zu diesem Zwecke — nunmehr mit gewissen Zahlwerten versehen — abermals wiedergegeben wird (s. nächste Seite). Gleich wie bei Marx sei vorausgesetzt, daß die Unternehmer das nötige Geld besitzen, auch sollen mit Marx die beiden Preisbestandteile c + v, welche mit Pm + A des Schemas identisch sind, als der Kostpreis der Waren bezeichnet, und indem von der Grundrente abgesehen wird, angenommen werden, daß sich der Verkaufspreis der Waren ergibt aus dem Kostpreis und einem bei den drei hypothetisch angenommenen Unternehmungen verschieden hohen, in Prozenten des Kostpreises ausgedrückten Zuschlag, welcher, wenn er im Preise durchgezetzt wird, den Profit der Unterneh-

1) „Der Wertgedanke, ein verhülltes Dogma der Nationalökonomie“ sowie „Die wirtschaftliche Dimension“. Jena 1897.

mungen ausmachen soll. Dieser Zuschlag sei bei I = 50 Proz., bei II = 30 Proz. und bei III = 25 Proz. des Kostpreises.

Gesetzt, der gesellschaftliche Austauschprozeß sei einige Zeit[1]) vor sich gegangen, und es seien in dieser Zeit von den Unternehmungen für Produktionsmittel und Arbeitskraft so viele Millionen ausgeworfen als die Zahlen des Schemas ausmachen, dann ergeben sich unter der Voraussetzung, daß die drei Unternehmungen ihre Warenpreise im Austausch auch tatsächlich durchzusetzen und somit ihre Profite in der Geldgestalt zu realisieren vermögen, folgende Umsatzverhältnisse:

Schema der Geld- und Warenzirkulation.



Zeichenerklärung:

Die fetten Linien bezeichnen die Bewegung der Waren.
„ übrigen „ „ „ „ des Geldes.
— — — — Die Zirkulation der Arbeitseinkommen.
—.—.—.— „ „ der Profite.
..... „ „ des für Produktionsmittel vorgeschossenen Geldes.
Der Sinn aus den übrigen Bezeichnungen ergibt sich aus dem Text.

Wie aus dem Schema zu ersehen ist, hat I während der in Frage stehenden Zeit 300 für Produktionsmittel Pm und 100 für Arbeitslohn verausgabt. Der Kostpreis seiner Ware W I beträgt

1) Hier wird absichtlich nicht mit der „Produktionsperiode" operiert, weil es eine solche immer nur für einzelne Warengattungen geben kann und die Bedeutung dieses Wortes auf den gesellschaftlichen Produktionsprozeß als Ganzes deshalb nicht zu übertragen ist, weil dieser sich ewig vollzieht und man demnach von einer Periode ohne Anfang und Ende sprechen müßte, was jedoch widersinnig erscheint, weil es dem Begriff der Periode zuwiderläuft.

daher 400, ihr Verkaufspreis $400 + \frac{400 \cdot 50}{100} = 600$. Zu diesem Preise sei die Warenmenge W I zur Hälfte an II, zur Hälfte an III verkauft worden und bei II und III als Produktionsmittel in den Produktionsprozeß eingegangen (——— Linie I und II). Sodann müssen die Unternehmungen II und III, für welche W I Produktionsmittel ist, dafür die entsprechenden Geldbeträge verausgabt haben und also Pm bei II und III je 300 ausmachen. Diese beiden Summen fließen demnach der Unternehmung I von II und III her zu und werden bei I zu G_1 (..... Linie 1 und 2). Damit ist für I der Verkaufspreis seiner Ware und damit auch sein Profit, welcher gleich ist der Differenz $G_1 - G$ und hier 200 beträgt, realisiert, während II und III ihre Produktionsmittel in natura ersetzt haben.

Jetzt verkaufe die Unternehmung II von ihrer Ware W II, deren Kostpreis 300 Pm + 150 A = 450 und deren Verkaufspreis $450 + \frac{450 \cdot 30}{100} = 585$ beträgt, für 285 Ware an III und für 300 Ware an I (——— Linie 3 und 4). Die 300 in Geld, die II auf diese Weise von I erhält, sind das von I für Produktionsmittel vorgeschossene Geld, welches jetzt bei II zu G_1 wird (..... Linie 3). Auf diese Weise ersetzt I die von ihm verbrauchten Produktionsmittel in natura, während II einen Teil seiner Waren verkauft hat. Den Rest der Warenmenge W II, welcher der Voraussetzung nach Maschinen und Werkzeuge darstellt, verkauft II an III, wodurch III die von ihm verbrauchten Produktionsmittel (Werkzeuge und Maschinen) in natura ersetzt, während die entsprechende Geldmenge 285, die III für diese Produktionsmittel verausgabt, von III nach II fließt und dort zu G_1 wird (..... Linie 4). Somit ist für II G_1 und damit auch sein Profit, welcher hier 135 beträgt, ebenfalls realisiert.

Am Schlusse der bis jetzt geschilderten Umsätze sind demnach die Produktionsmittel aller Unternehmungen in natura ersetzt und die Verkaufspreise für I und II in der Form von G_1 realisiert. Bloß III hat seine Ware W III noch nicht verkauft trotzdem es bereits für insgesamt 585 Produktionsmittel gekauft und 200 für Arbeitslohn verausgabt hat. Somit beläuft sich der Kostpreis der Warenmenge W III auf 785 und ihr Verkaufspreis nach der früher gemachten Annahme auf $785 + \frac{785 \cdot 25}{100} = 980$.

Zur Verwandlung dieses Warenpreises in Geld stehen nun der

Unternehmung III sämtliche während der in Frage stehenden Zeit im Tauschverkehr erzielten Einkommen zur Verfügung. Diese bestehen der Voraussetzung nach 1) aus sämtlichen mit A bezeichneten Arbeitseinkommen, 2) aus den Profiten, welche gleich sind den drei Differenzen $G_1 - G$, 3) aus den abgeleiteten Einkommen. Da die letzteren aus den Arbeitseinkommen bzw. den Profiten hervorgehen, so kann die Gesamtsumme aller Einkommen nicht mehr betragen, als die Arbeitseinkommen und Profite in ihrer Gesamtheit ausmachen. Sie ergibt sich demnach aus

	I	II	III	
A	100	+ 150	+ 200	= 450
$G_1 - G$	200	+ 135		= 335
				785

Das ist genau so viel wie der Kostpreis der Warenmenge W III ausmacht. Die Unternehmung III könnte demnach ihre Waren nur zum Selbstkostenpreis verkaufen. Will sie dennoch einen Profit von 25 % des Kostpreises machen, so kann sie das offenbar nur, indem sie nicht die ganze Warenmenge W III, sondern nur drei Viertel davon zum Preise von 785 abstößt. Damit sind die Geldeinkommen in Naturaleinkommen verwandelt und die Bedürfnisbefriedigung der Einkommensträger gewährleistet; zugleich ist der Unternehmung III ein Geldbetrag in Höhe ihres Kostpreises, d. i. 785 zurückgeflossen. III besitzt also nach diesem Umsatz 785 in Geld sowie noch $^1/_4$ der Warenmenge W III, welche den Verkaufspreis 195 hat. III erscheint demnach, trotzdem es seine Ware noch nicht ganz an den Mann gebracht hat, als um die 195, welche es noch in Waren besitzt, bereichert. Dementsprechend betrachtet es auch 25 % des eingenommenen Geldes, also 195, als seinen Profit und wirft diesen, indem es damit Zinsen, Dividenden, Tantiemen etc. bezahlt, als Einkommen aus. Dieses Geld kehrt aber zu III gleich wieder zurück, indem nämlich damit das letzte Viertel der Warenmenge W III gekauft wird und auf diese Weise auch diese Einkommen in natura realisiert werden.

Am Schlusse der ganzen Prozedur haben alle drei Unternehmungen ihre Kostpreise wieder in Geldform in der Hand, zugleich sind die Arbeitseinkommen und Profite in Geld ausgezahlt und in Waren umgesetzt worden.

Auf besagte Weise vollzieht sich jedoch das alles nur unter der Voraussetzung, daß sämtliche im Tauschverkehr erzielten Einkommen verbraucht und dadurch der Unternehmung III zuge-

führt werden. Vom Standpunkt dieser Unternehmung sind nämlich die Geldeinkommen das für die Versilberung ihrer Warenpreise überhaupt in Frage kommende Geld, sodaß, wenn ein Teil dieser Geldmasse aus irgendwelchen Gründen an seinem Erscheinen auf dem Konsumtionsmittelmarkt verhindert wird, dort notwendig eine Absatzstockung eintreten muß, weil sodann die durch den übrigen Teil der Einkommen repräsentierte Kaufkraft zum Ankauf der gesamten Warenmenge W III bei einem gewissen Preisstande nicht groß genug ist. Dieser Fall müßte schon eintreten, sobald ein Teil der Geldeinkommen gespart und dadurch nicht dem Konsumtionsmittel- (sondern auf dem im Schema ebenfalls angedeuteten Wege) dem Geld- und Kapitalmarkt zugeführt würde. Da das Sparen, von Ausnahmezeiten (Inflation) abgesehen, eine permanente Erscheinung ist, so müßte demnach auch auf dem Konsumtionsmittelmarkt eine nur unter ihrem Kostpreis verkäufliche Warenmenge zu finden sein.

Die Wirklichkeit bestätigt diese Konsequenz mit den Ladenhütern, deren es sicherlich nicht so viele gäbe, wenn nicht gespart würde und vor deren allzu großer Anhäufung sich die unmittelbar mit den Konsumenten verkehrenden Unternehmer dadurch zu hüten suchen, daß sie ihrerseits die Nachfrage nach Waren einschränken, wodurch dann die eingetretene Stockung des Absatzes der Konsumgüter zurückwirkt auf die ganze Volkswirtschaft. Wenn man nun bedenkt, daß der Konsument in der Volkswirtschaft darum eine höchst wichtige Person ist, weil er mit seinem Einkommen alles bezahlen, d. h. alle bei der Herstellung der Konsumgüter aufgewandten Kosten wieder ersetzen muß, wenn man ferner in Betracht zieht, daß Absatzstockungen immer das Unterbleiben des Rückflusses vorgeschossener Gelder der Unternehmungen bedeuten und daher als privatwirtschaftliche Konsequenz Bankrotte und, wenn diese sich häufen, allgemeine Krisen im Gefolge haben, so ergibt sich als Folgerung aus den betrachteten Verhältnissen der Geld- und Warenzirkulation eine durchaus plausible Erklärung der Bankrotte sowie der Krisen, die sehr wohl harmoniert mit der Unterkonsumtions- bzw. Überproduktions-Krisentheorie; ja sogar dieser ihren letzten Sinn verleiht. Denn ebenso wie das Sparen der Kapitalisierung, sowie deren Folge, der Überproduktion vorangehen muß, so ist Unterkonsumtion nicht gut denkbar, wenn allemal alles Geldeinkommen verjubelt wird. Dies sei jedoch bloß festgestellt als Hinweis darauf, daß an dieser Stelle die Frage nach der Realisierbarkeit der Warenpreise und damit der Zinsen- und Unter-

nehmergewinne einmündet in das sehr verwickelte und hier nicht weiter zu behandelnde Krisenproblem[1]).

Im übrigen ist der dargelegte Sachverhalt nur eine Konsequenz aus der schon angedeuteten Übereinstimmung des Kostpreises der Warenmenge W III mit den aus den Unternehmungen I und II herrührenden Einkommen und den Arbeitseinkommen der Abt. III. Dieses auf den ersten Blick verblüffende Resultat findet aber seine einfache Erklärung durch einige Gleichungen, die vielleicht geeignet sind, eine gewisse vertiefte Einsicht in die Zusammensetzung der in der Volkswirtschaft zirkulierenden Geldmenge zu gewähren[2]). Beachtet man nämlich im Schema, daß die Geldmenge I G_1[3]) aus II Pm + III Pm_1, und die Geldmenge II G_1, aus I Pm + III Pm_2 zusammenfließt, bedenkt man ferner, daß G_1 in jeder Unternehmung = Pm + A + Pr (Profit) ist, dann ergibt sich:

$$\text{I A} + \text{I Pm} + \text{I Pr} = \text{II Pm} + \text{III Pm}_1$$
$$\text{II A} + \text{II Pm} + \text{II Pr} = \text{I Pm} + \text{III Pm}_2$$

und folglich:

$$\text{III Pm}_1 + \text{III Pm}_2 = \text{I A} + \mathbf{\text{I Pm}} + \text{I Pr} - \mathbf{\text{II Pm}} + \text{II A} + \mathbf{\text{II Pm}} + \text{II Pr} - \mathbf{\text{I Pm}}.$$

Da sich in dieser Gleichung I Pm und II Pm aufheben, so ergibt sich III Pm_1 + III Pm_2, also die gesamte von III für Produktionsmittel verausgabte Geldmenge = I A + II A + I Pr + II Pr, wobei Pr identisch ist mit den Differenzen G_1—G der betreffenden Unternehmungen. Da nun der Kostpreis der Warenmenge W III sich ergibt aus III Pm_{1+2} + III A, so muß er notwendig = I A + II A + III A + I Pr + II Pr sein. Indem also III mit

1) Der Einwand, die gesparten und sodann in den Unternehmungen investierten Gelder könnten als Löhne und Gehälter verausgabt werden und erschienen darum doch auf dem Konsumtionsmittelmarkt, schlägt hier deshalb nicht durch, weil alsdann diese Gelder, die ja vom Standpunkt der Unternehmungen schon einmal Kosten gewesen sind, ein zweites Mal Kosten werden und daher auch ein zweites Mal vom Konsumtionsmittelmarkt her wieder ersetzt werden müssen.

2) Die Quantitätstheorie hat bis jetzt immer nur das Verhältnis der Gesamtgeldmenge zum Preisniveau im Auge gehabt und ist nicht zuletzt deshalb in eine mechanisch-rechnerische Auffassung des genannten Verhältnisses ausgeartet, weil ihre Verfechter die Art und Weise der Geldzirkulation nicht genügend in Betracht gezogen haben. Weil nun aber in dieser Arbeit das Augenmerk in erster Linie auf diese Art und Weise der Geldzirkulation gerichtet war, so können die diesbezüglichen Darlegungen auch als eine Art Ergänzung der Quantitätstheorie aufgefaßt werden.

3) Die römischen Ziffern vor G_1, Pm oder A bedeuten diese Größen in den verschiedenen mit denselben Ziffern bezeichneten Unternehmungen.

dem von ihm für Produktionsmittel verausgabten Geld von I und II Waren kauft, ersetzt es diesen beiden Unternehmungen dieselben Arbeitslöhne und bezahlt ihnen dieselben Profite, die ihm auf dem Konsumtionsmittelmarkt als Kaufkraft gegenübertreten, um ihm den Kostenbesandteil III Pm_{1+2} seiner Warenmenge W III zu ersetzen. Dagegen ersetzen sich, wie aus dem Schema leicht zu ersehen ist, die Unternehmungen I und II das von ihnen für Pm vorgeschossene Geld gegenseitig.

Daraus ergibt sich, daß sich die gesamte in Zirkulation befindliche Geldmenge in drei Teile teilen läßt, wovon einer durch die Zirkulation der Löhne, einer durch die der Profite und einer durch die der Produktionsmittel in Anspruch genommen ist. Davon ist allerdings der zur Zirkulation der Profite dienende Teil teilweise versteckt in der als Pm zirkulierenden Geldmenge und tritt daher im Schema nur dort deutlich in Erscheinung, wo sich die Differenz G_1—G, welche ja mit dem Profite identisch ist, von der Geldmenge Pm loslöst, indem das Pm der einen Unternehmung zum G_1 der anderen wird. Vom Standpunkt des gesamten Austauschverkehrs findet somit die Tatsache, daß die Unternehmungen die Waren über ihrem Kostpreis, also mit Profit verkaufen, ihren Ausdruck in dem Vorhandensein einer der Zirkulation der Profite dienenden Geldmenge. Über deren Größe, sowie über das Größenverhältnis dieser drei Teile der Gesamtgeldmenge überhaupt entscheidet der tägliche Preis- und Lohnkampf. Daß sie aber überhaupt vorhanden, ist die conditio sine qua non für die Möglichkeit der Realisierung der Profite.

Diese Geldmenge einmal vorausgesetzt, entstehen dann aber in der Wirklichkeit die Profite in ähnlicher Weise, wie das oben bei der Betrachtung der Umsatzverhältnisse der Volkswirtschaft dargelegt wurde. Danach ist der Profit ein Aufschlag auf den Kostpreis und wird im Verkaufspreise der Waren realisiert. Er tritt daher in der Zirkulation akzessorisch zum Kostpreis hinzu und seine Höhe ist wie seine Entstehung überhaupt durchaus abhängig von den Bedingungen der Warenpreisbildung. In klarer Erkenntnis dieses Sachverhalts geht demnach auch das ganze Streben der Unternehmer dahin, die Spanne zwischen Kost- und Verkaufspreis aufrecht zu erhalten. Dies beweist die Erfahrung des täglichen Lebens, also die Wirklichkeit, welche somit die obigen Darlegungen bestätigt und welche nie lügt, da ihr Wesen dergleichen ausschließt. Dagegen findet sich Selbsttäuschung in der Wissenschaft überall dort, wo diese nicht auf einer rein objektiven Auf-

fassung der Wirklichkeit beruht. Man sollte sich daher angesichts der Wirklichkeit keine Scheuklappen anlegen und es vermeiden, über diese mit den Händen zu greifende Wahrheit zu spotten, so wie Marx das infolge seiner „tieferen", jedoch nicht einer rein objektiven Auffassung der Wirklichkeit entsprossenen Einsicht sich erlauben zu dürfen geglaubt hat[1]). Vielmehr sollte man bemüht sein, von dieser schon dem Ladenstift geläufigen Wahrheit zu tieferer nationalökonomischer Erkenntnis dadurch vorzudringen, daß man sich zu vergegenwärtigen versucht, wie sich die Verhältnisse der Geld- und Warenzirkulation gestalten unter der Voraussetzung, daß alle Waren über ihrem Kostpreise verkauft werden; so wie das hier geschehen ist.

Auf der Grundlage des Gesagten ist es nun auch möglich, die dritte der oben S. 28 gestellten Fragen kurz und bündig zu beantworten.

3. Woher stammt der Zins?

In der Geldform stammt aller Zins — mit Ausnahme der Konsumtivdarlehnszinsen — aus den Profiten der Unternehmungen, d. h. aus demjenigen Teil des Geldpreises der Waren, welcher sich als das darstellt, was wir die Differenz $G_1 - G$ genannt haben, während diese Differenz ihrerseits als Folge der Warenpreisbildung entsteht. Schon die klassische Ökonomie hat dies erkannt und daher den Zins auf den Profit reduziert.

Ganz anders beantwortet sich dagegen die Frage, wo der Güterzins, d. h. diejenige Gütermenge, die mit den in der Geldform schon realisierten Zinsbeträgen gekauft wird, herrührt. Diese Güter stammen selbstverständlich genau wie alle anderen aus der Produktion sind ein Teil des Sozialprodukts, welchen sich die Zinsempfänger deshalb aneignen können, weil das Geld eine generelle Verfügungsmacht über die Tauschobjekte der Gesellschaft darstellt.

Bedenkt man nun, daß die Menschheit infolge der Schuld Adams und Evas nicht mehr im Paradiese lebt, sondern dazu verdammt ist, ihre Bedarfsgüter in harter Arbeit zu erzeugen, bedenkt man ferner, daß Zins arbeitsloses Einkommen ist und also ein Teil des Sozialprodukts in die Hände von Einkommensträgern gelangt, welche ihr Geldeinkommen (den Zins) nicht erarbeitet haben, dann kristallisiert sich alsbald ein wahrer Kern der Ausbeutungstheorie heraus, welcher in der Erkenntnis der Tatsache besteht, daß an dem Sozialprodukt

1) Vgl. die Polemik gegen Destutt de Tracy im 2. Bd. des „Kapital" 2. Aufl. S. 457 ff.

auch Personen partizipieren, die zu seiner Herstellung „keinen Finger gerührt“ [1]) und deren Geldeinkommen auch nicht den Charakter eines Entgelts für irgendwelche persönlichen Dienste hat [2]). Und diese Wahrheit besteht unabhängig von aller Marxschen Mehrwerttheorie.

Diese Überlegung liegt wohl auch bei Lexis dessen Stellungnahme zur Ausbeutungstheorie zugrunde, jedoch müssen ihre Konsequenzen nicht notwendig in das sozialistische Fahrwasser führen. Dies ist vielmehr nur der Fall, wenn man vom Standpunkte der sozialen Gerechtigkeit alles arbeitslose Einkommen verdammt und um seiner Beseitigung willen eine ganze Gesellschaftsordnung mit all ihren ethischen und kulturellen Werten zu zerstören gesonnen ist. Ein bedenkliches und — da man nicht weiß, ob eine wesentlich bessere und gerechtere Ordnung der Gesellschaft überhaupt möglich ist — bloß zerstörendes und daher verwerfliches Verfahren.

Nicht minder bedenklich und zugleich verwerflich ist aber vom Standpunkt der Wissenschaft auch die entgegengesetzte Methode, welche immer nur darauf aus ist, im Interesse der Rechtfertigung des Bestandes einer nun einmal mit gewissen Schattenseiten behafteten Gesellschaftsordnung, auch diesen richtigen Kern der Ausbeutungstheorie abzustreiten, weil man sich auf diese Weise vor der Wahrheit verkriecht, sich zum „Vogel Strauß der Wissenschaft“ und damit lächerlich macht. Dieses Verfahren müßte übrigens letzten Endes zu der unmöglichen, jedoch nie gezogenen Konsequenz führen, daß die Güter den Zinsempfängern vom Himmel herunterfallen, denn es gibt hier in der Tat keine andere Alternative, als dies zu behaupten oder aber anzuerkennen, daß diese Güter erarbeitet sind, jedoch nicht von denen, die sie mit ihrem Zinseinkommen bloß „kaufen“ [3]).

4. Warum existiert der Zins und warum empfängt ihn der Kapitaleigentümer?

Es verbleibt noch die vierte Frage nach dem Warum. Diese ist, wenn sie sich auf die Existenz des Zinses überhaupt bezieht, gar nicht die Bezeichnung für ein theoretisches, sondern für ein hi-

1) Der Ausdruck stammt von Robertus. Vgl. Böhm-Bawerk: „Kapital und Kapitalzins“, Bd. 1, p. 448, 2. Aufl.

2) Über die Abstinenztheorie, die ein solches persönliches Opfer in der Abstinenz erblickt, s. unten S. 52 ff.

3) Es ist dem Verfasser selbstverständlich nicht entgangen, daß Zinsempfänger auch arbeiten können, aber dann empfangen sie auch das Entgeld ihrer Arbeit und ihre Existenz als Arbeiter ist zu unterscheiden von ihrer Existenz als Kapitalbesitzer und Zinsempfänger.

storisches Problem. Denn, wie im ersten Abschnitt dieser Arbeit dargelegt wurde, setzt der Begriff Zins unter allen Umständen den Begriff der Leihe voraus, woraus sich ergibt, daß der Zins auch in der Geschichte überall nur dort aufgetreten sein kann, wo geliehen wurde. Weil aber die Leihe ihrerseits samt ihrer eigenen Voraussetzung, dem Eigentum, etwas historisch Gewordenes ist, so kann für die Existenz des Zinses in letzter Linie nur die Geschichte verantwortlich gemacht werden. Daher führt diese Frage zurück in graue Vorzeiten[2]).

Endlich wäre zur weiteren Frage: Warum empfängt der Kapitaleigentümer den Zins? zu bemerken, daß dieser, soweit er Unternehmer ist, den Zins überhaupt nicht in dem Sinne empfängt, daß er ihm fix und fertig in die Hand gedrückt wird. Vielmehr muß der Unternehmer den Zins wie für sich so auch für alle diejenigen, an die er selbst Zinsen zu zahlen hat, erst in der Form der Differenz $G_1 - G$ realisieren, und um seinetwillen den Konkurrenzkampf bestehen. Dagegen empfängt der Darlehnsgeber seinen ausbedungenen Zins lediglich auf Grund des privaten Rechtsgeschäfts zwischen ihm und seinem Schuldner, also in letzter Linie in seiner Eigenschaft als Kapitaleigentümer.

Die Zinstheorie, die es unternimmt, über diese Frage besondere Aufschlüsse zu erteilen, soll im nächsten Abschnitt Gegenstand der Betrachtung sein.

V. Die Zinstheorie.

Die vorangegangene Untersuchung hat zu dem Ergebnis geführt, daß eine Beantwortung der den Zins betreffenden Fragen auf der Grundlage einer Analyse des Kreislaufs der Waren und des Geldes durchaus möglich ist, sofern man nur den Blick auf die in diesem Kreislauf sich äußernden Beziehungen und Umsatzverhältnisse der Volkswirtschaft richtet, also den für den Sozialökonomen einzig und allein möglichen Standpunkt eines Betrachters des Beziehungsgebildes Volkswirtschaft aus der Vogelschau einnimmt und sich zu vergegenwärtigen versucht, in welcher Weise der gesellschaftliche Stoffwechselprozeß abläuft. Von diesem hier eingenommenen Standpunkt war es absolut nicht notwendig, im Interesse der Bewältigung des Zinsproblems die Zuflucht zu irgendwelchen besonderen Behauptungen oder Annahmen zu nehmen.

---

1) Vgl. hierzu die interessante Schrift von Michael Hainisch, in der „Festgabe für Ad. Wagner“ 1907: Die Entstehung des Kapitalzinses.

Dagegen hat sich die offizielle Zinstheorie von Anfang an einer Methode bedient, die darauf hinausläuft, das Zinsproblem mittels gewisser, offenbar ad hoc aufgestellter Behauptungen oder Annahmen zu lösen, welche sodann die Rolle sogenannter Erklärungsprinzipien spielen. Es gibt solche Erklärungsprinzipien genau so viele, als es Zinstheorien gibt, denn es ist eben jener zum Erklärungsprinzip erhobene Gedanke, welcher jeder Theorie ihr besonderes Gepräge gibt und sie zur Produktivitäts-, Abstinenz-Agiotheorie usw. macht. Daher hat auch Böhm-Bawerk in seiner „Geschichte und Kritik der Kapitalzinstheorien" diese Grundgedanken bzw. Erklärungsprinzipien zum Kriterium seiner Einteilung der Zinstheorien gemacht. Nicht gut unterzubringen waren bei dieser Art der Einteilung die sogenannten farblosen Theorien, zu deren Vertretern u. a. auch Ricardo gehört, der trotz der Schärfe seines Verstandes für die Erklärung des Zinses, so wie diese der Zinstheoretiker Boehm-Bawerk auffaßt, keinen Originalgedanken bereitgestellt hatte.

Bildlich gesprochen, ist die Methode, nach der die Zinstheorie bei ihren Erklärungsversuchen verfährt, eine Suche nach einem Schlüssel. Die Vertreter der Zinstheorien stehen vor dem Kapitalzinsproblem wie vor einer verschlossenen Tür und suchen in allen Taschen nach dem Schlüssel, der sie öffnen soll. Jeder von ihnen bringt einen anderen hervor, und zu einem Bunde aneinandergereiht, ergeben diese Schlüssel das, was man sich als Zinstheorien zu bezeichnen gewöhnt hat. Die Zinstheoretiker finden aber ihre Schlüssel nicht parat in einer besonderen Tasche, sie müssen sie erst suchen und finden sie auf folgende Art und Weise:

Da Erklären so viel bedeutet wie das einer Erscheinung Zugrundeliegende aufdecken, so muß natürlich auch die Zinstheorie bemüht sein, irgendein Etwas so erscheinen zu lassen, als ob es das dem Zins Zugrundeliegende und ihn Bedingende wäre. Als ein solches den Zins bedingendes Etwas wurde oben der Tatbestand eines Beziehungsgebildes, genannt Volkswirtschaft, angesehen und zur Grundlage einer Beantwortung der den Zins betreffenden Fragen gemacht. Es wurde versucht, mittels einer schematischen Darstellung des Kreislaufs der Waren und des Geldes von dem Tatbestande „Volkswirtschaft" so viel zu erfassen, als für eine Behandlung des Zinsproblems nötig erschien. Der Blick war dabei immer auf volkswirtschaftliche Zusammenhänge gerichtet und daher die ganze Betrachtungsweise eine wahrhaft volkswirtschaftliche.

Anders die Zinstheoretiker. Ihr ganzes Sinnen und Trachten

geht immer nur darauf aus, den Zins in ein Verhältnis zu irgendeinem Etwas zu bringen, welches geeignet erscheint, die Rolle des Erklärungsprinzips zu übernehmen.

So betrachtet man z. B. das Verhältnis des Zinses zum Kapital, geht sodann von dem Gedanken einer Kapitalproduktivität oder Kapitalnutzung aus, erhebt ihn zum Erklärungsprinzip und gelangt zu einer Produktivitäts- oder Nutzungstheorie. Oder: man betrachtet das Verhältnis des Zinses zum Kapitalisten und gelangt zu einer Abstinenz- waiting-disutility- oder Arbeitstheorie; oder: man betrachtet, wie Böhm-Bawerk, das Verhältnis des Zinses zum Bewußtsein der zeitlichen Gebundenheit von Leben und Wirtschaft, und gelangt zu einer Agiotheorie. Auf diese Verhältnisse wird dann, und zwar manchmal ganz verkehrt [1]), der Satz vom Grunde angewandt, wodurch sie sich dann zugleich in das Verhältnis von Grund und Folge verwandeln, so daß jenes Etwas, zu dem der Zins in Beziehung gesetzt wurde, als Grund und dieser als dessen Folge erscheint.

Dies ist die Denkweise, von der die offizielle Zinstheorie beherrscht ist und die alle ihre Ergebnisse notwendig bedingt. Wer sie nicht zwischen den Zeilen der „Geschichte und Kritik der Kapitalzinstheorien" entdeckt, für den wird die Fülle miteinander in Widerstreit stehender Zinstheorien für immer ein unverständliches Chaos von Sätzen bleiben.

Daß sie von der diese Arbeit beherrschenden Betrachtungsweise grundverschieden ist, bedarf nach dem Vorhergesagten keiner Erörterung mehr. Eben aus diesem Grunde aber erscheint es auch nicht als angebracht, nunmehr gegen die Zinstheorien zu polemisieren, denn wo verschiedene Gesichtspunkte sind, da sind notwendig auch verschiedene Ergebnisse. Über Gesichtspunkte aber läßt sich nicht gut streiten, denn diese sind nie richtig und nie falsch, sondern für die Erkenntnis entweder fruchtbar oder unfruchtbar. Die Kritiker der Zinstheorien haben nun zwar deren Unzulänglichkeit erkannt und gerügt, aber den Zinstheoretikern selbst sind wohl irgendwelche Zweifel an dem Erkenntniswert der von ihnen angewendeten Denkweise niemals gekommen, denn sonst hätten sie a ihre Zinstheorien gar nicht in die Welt setzen können. Aber

1) Dies ist z. B. der Fall bei der Abstinenztheorie, zu deren Kritik Emil Sax sehr richtig bemerkt: Man fordert nicht den Zins, weil man sich des Genusses in der Gegenwart enthält, sondern man enthält sich des Genusses, weil man in dem Zins eine Wohlfahrtsmehrung erlangt. „Der Kapitalzins", S. 108.

die Notwendigkeit ihrer Prinzipien ist keineswegs erwiesen. Denn da die letzteren für die Wissenschaft immer nur den Charakter von Notbehelfen haben, so hat jede befriedigende Lösung des Zinsproblems, welche auf sie zu verzichten imstande ist und sich lediglich auf die für die ökonomische Theorie überhaupt geltenden Prämissen stützt, vor einer auf einem besonderen, haltbaren oder unhaltbaren Gedanken aufgebauten Theorie den Vorzug der Einfachheit und ist insofern ein Beweis dafür, daß man bei der Behandlung des Zinsproblems auch ohne prinzipielles Beiwerk auskommen kann.

Wenngleich also, wie schon im Vorwort bemerkt wurde, diese Arbeit als ein Beweis in diesem Sinne aufgefaßt werden kann und der Verfasser daraus den Schluß ziehen könnte, daß weitere Worte über die Zinstheorie überflüssig seien, so erscheint doch eine kurze Charakterisierung der Zinstheorien an dieser Stelle deshalb nicht zwecklos, weil durch sie der Leser in den Stand gesetzt wird, deren Ergebnisse mit demjenigen dieser Arbeit zu vergleichen, wobei er dann selbst entscheiden mag, welcher Art der Behandlung des in Frage stehenden Problems er den Vorzug geben will.

Es ist merkwürdig, daß die Klassiker, deren Bemühungen auf eine gedankliche Erfassung des kapitalistischen Wirtschaftssystems als eines Ganzen hinausliefen und die dementsprechend auch versucht haben, eine Gesamtanschauung von den Verteilungsvorgängen zu entwickeln, „farblose", d. h. keine Zinstheoretiker waren; und dasselbe gilt von dem größten Systematiker unserer Wissenschaft, Karl Marx, der ebenfalls kein Zinstheoretiker im Sinne etwa einer Abstinenz- oder Agiotheorie war, da seine Mehrwertlehre weit mehr ist als eine Zinstheorie, nämlich die auf eine Formel gebrachte Ansicht vom Wesen des kapitalistischen Produktionsprozesses und zugleich das Fundament eines in sich geschlossenen und in seiner Art großartigen, wenn auch höchst einseitigen Systems. Diese Autoren kamen also bei ihrer Analyse der Verteilungsvorgänge scheinbar auch ohne besondere Zinstheorien aus, und da man ihnen den Vorwurf der Oberflächlichkeit trotzdem nicht machen kann, so drängt sich unwillkürlich die Frage auf: Wozu braucht man, und was will man mit den so zahlreichen Zinstheorien?

Es war der Sinn dieser Arbeit, zu zeigen, daß man sie nicht braucht. Was aber die Zinstheoretiker mit ihnen gewollt haben, das soll eben noch klargestellt werden.

Hatte Marx die Tatsache einer Differenz zwischen dem Ver-

kaufs- und dem Kostpreis der Waren dadurch gedeutet, daß er die Arbeit mehr Wert produzieren ließ, als sie selbst wert ist, so ließ nunmehr die „Produktivitätstheorie" das Kapital mehr Wert produzieren, als es selbst wert ist. Nicht die Arbeit, das Kapital produziert den Zins. Diesen Satz stellte die Produktivitätstheorie der Mehrwerttheorie entgegen. Mit ihm sollte der Profit gegenüber den Angriffen der Sozialisten verteidigt werden. Um diesen Satz zu beweisen, ließ man den Menschen vorerst sozusagen mit den Fingernägeln produzieren, drückte ihm sodann in Form eines Fischernetzes oder eines Bogenpfeiles das „Kapital" in die Hand und versuchte, dessen Produktivität dadurch vor Augen zu führen, daß man den Ertrag der allerdings sehr irrationellen Fingernagelproduktion mit dem Ertrag einer kapitalverwendenden Produktion verglich. Aber wie Böhm-Bawerk in seinem schon mehrfach genannten Werke gezeigt hat, gelang der Beweis trotz aller Bemühungen nicht. Denn 1) gibt es keine Produktivität des Kapitals, weil dieses allenfalls die Produktivität der Arbeit steigert, nicht aber selber produziert, 2) führt auch eine gesteigerte Produktivität immer nur zu einem Mehrprodukt, nicht aber auch zu einem Mehrwert. Und 3) ist überhaupt eine Ableitung des Profites aus der Produktionssphäre, die bei Marx nur vermöge der unzulässigen Identifizierung von Arbeit und Wert gelang, ganz und gar unmöglich, weil die Entstehung des Profites gar nicht an die Produktion als solche, sondern lediglich an die Preisbildung der Waren gebunden ist und er daher, wie beispielsweise beim Handel, auch dort vorhanden sein kann, wo eine sog. Produktivität des Kapitals gar nicht in Frage kommt; ebenso wie umgekehrt z. B. in der geschlossenen Hauswirtschaft „Kapital" — im Sinne der Produktivitätstheorie — sehr wohl wirksam sein kann, trotzdem hier ein Profit gar nicht vorstellbar ist, weil dieser ja begrifflich die Differenz zwischen Verkauf und Kostpreis ist und also die Warenproduktion für den Markt voraussetzt.

Man geht wohl nicht fehl, wenn man wie in anderen, so auch in dieser Zinstheorie den Versuch einer Rechtfertigung des Zinses bzw. des Profites erblickt. Denn selbstverständlich erscheint der letztere draußen in der großen Welt in einem ganz anderen Lichte, wenn es gelingt, in der Produktivität des Kapitals eine „saubere" Quelle des Profits nachzuweisen. Dieses an und für sich unwissenschaftliche Streben tritt aber hier nur verhüllt auf und paart sich mit dem rein wissenschaftlichen Bemühen, nach der immerhin einseitigen Betonung der Rolle des Produktionsfaktors Arbeit durch

die Sozialisten nun einmal auch dem anderen Faktor „Kapital" gerecht zu werden.

Für die Produktivitätstheoretiker besteht das Problem des Zinses in der Frage nach der Genesis dieser Einkommensart. Sie wollen oder wollten die Entstehung und die Quelle des Zinses in ähnlicher Weise klarstellen, wie Marx das getan hatte, bloß daß sie dabei nicht den Produktionsfaktor Arbeit, sondern, wie schon erwähnt wurde, den Faktor Kapital ins Auge faßten. Diese Fragestellung ändert sich in radikaler Weise — und man weiß nicht warum — bei einer Anzahl von Theorien, denen nicht mehr daran gelegen ist, den Ursprung des Zinses nachzuweisen, sondern die lediglich darauf bedacht sind, irgendein Etwas zu entdecken, welches sich dazu eignet, dem Zins als Äquivalent gegenübergestellt zu werden. Zweckmäßigerweise können diese Theorien daher als Äquivalenz-Theorien bezeichnet werden.

Als ein solches Äquivalent erscheint der Nutzungstheorie die „Kapitalnutzung". Sie ist beherrscht von der Vorstellung, der Kapitaleigentümer entäußere sich, wenn er das Kapital verleiht, nicht nur des Kapitals selbst, sondern auch der Nutzung desselben und könne infolgedessen nach Ablauf der Leihfrist nicht nur das Kapital, sondern als Äquivalent für seine Nutzung auch noch ein Plus, den Zins, fordern. Die Theorie bemüht sich also, die Kapitalnutzung als ein Ding von eigener Wesenheit zu konstatieren und dem Zins als Äquivalent gegenüberzustellen. Sie berührt sich dadurch mit einer Reihe gleich zu besprechender Theorien, denen die gleiche Absicht zu Grunde liegt, bloß mit dem Unterschied, daß bei ihnen als Äquivalent des Zinses eine besondere Leistung oder ein besonderes „Opfer" des Kapitalisten erscheint.

Das Interesse an einem derartigen Äquivalent des Zinses erwächst bei den Vertretern dieser Theorien offenbar nicht aus dem Drang nach Erkenntnis, der die Voraussetzung aller ernsten wissenschaftlichen Arbeit ist, sondern aus dem Bestreben, den Zins zu rechtfertigen. Denn es ist klar, daß sobald der Zins genau so wie das Arbeitseinkommen als Entgelt für eine Leistung erwiesen ist, er auch gleichberechtigt neben das Arbeitseinkommen gestellt werden kann. Für den, der diese Tendenz einmal durchschaut und also erkannt hat, daß hier eine platte Apologetik gewissermaßen incognito und wissenschaftlich verbrämt auftritt, ist es dann ziemlich gleichgültig, was nach dem Belieben der Zinstheoretiker als Äquivalent des Zinses erscheint. Ob Abstinenz, waiting, disutility, Nutzung oder sonst etwas, man merkt die Absicht doch. Der Unwert der

Theorien wird offenbar, denn natura non facit saltus, und aus einem unwissenschaftlichen Streben erwächst keine wissenschaftliche Theorie.

Dementsprechend hat denn auch Ferdinand Lassalle gleichsam als Fürsprecher aller derjenigen, die die Tendenz merkten, und denen sie unsympathisch war, diese Theorien zum Objekt seines beißenden Spottes gemacht: „Der Kapitalprofit ist der Entbehrungslohn. Glückliches Wort! Unbezahlbares Wort! Die europäischen Millionäre Asketen, indische Büßer, Säulenheilige, welche, auf einem Bein auf einer Säule stehend, mit weit vorgebogenem Arm und Oberleib und blassen Mienen einen Teller ins Volk strecken, um den Lohn ihrer Entbehrungen einzusammeln. In der Mitte und hoch über alle seine Mitbüßer hinausragend als Hauptbüßer und Entbehrer das Haus Rothschild. — Das ist der Zustand der Gesellschaft. Wie ich denselben nur so verkennen konnte!“ (Herr Bastiat Schulze-Delitzsch II: Das Kapital, S. 107).

Die Antwort auf die Rechtfertigung ist also nicht ausgeblieben, und was für die Abstinenztheorie gilt, das gilt natürlich auch für die anderen Theorien, denn diese sind ja nur andere Namen für das „Opfer“. Zudem ist die Arbeitstheorie sogar eine Begriffslosigkeit und enthält zwar unbewußt, aber dennoch die Unterstellung, die Menschheit habe sich in Jahrhunderten den Kopf über den Zins aus purer Dummheit zerbrochen. Sie hat dies nämlich nur deshalb getan, weil der Zins arbeitsloses Einkommen ist, und diese seine Eigenschaft zu seinem Wesen und also auch zu seinem Begriff gehört. Und dies kann man offenbar nicht durch Begriffslosigkeiten beseitigen.

So hart diese Kritik auf den ersten Blick erscheinen mag, so ist doch eine günstigere Beurteilung dieser Gruppe von Theorien deshalb nicht möglich, weil sie, selbst wenn man ihre Grundgedanken akzeptiert, gar keinen oder einen nur sehr geringen Erkenntniswert haben.

Was ist denn für die Erkenntnis gewonnen, wenn man weiß, daß der Zins der Entbehrungslohn, der Lohn für das „Warten“, für den entgangenen Nutzen oder sonst etwas ist? Damit ist doch über die Herkunft dieser auf den ersten Blick wahrlich merkwürdigen Einkommensart noch nichts ausgesagt. Aber gerade diese Frage nach der Herkunft des Zinses ist nationalökonomisch bedeutsam. Ihre Beantwortung führt immer zu einer irgendwie gearteten Darstellung der Genesis des Kapitalzinses und hat die Produktivitätstheorie ebenso beschäftigt wie die Mehrwerttheorie. Hier wird sie plötzlich ignoriert, und das ist ein bedeutsamer Mangel dieser Theo-

rie, der ihren Wert nahezu auf Null herabdrückt. Denn die Wissenschaft will nicht wissen, ob der Zins nach der höchstpersönlichen Grille irgendeines Zinsapologeten als Entgelt für irgendetwas aufzufassen ist, sondern sie will wissen, woher der Zins stammt, welches seine Quelle ist und in welcher Weise er realisiert wird.

Viel ausführlicher als das im Rahmen einer Dissertation möglich ist, sind alle diese Theorien, zu denen sich noch die Fruktifikationstheorie Turgots gesellt, dargestellt und kritisiert in dem ersten Bande des schon mehrfach erwähnten Werkes von Böhm-Bawerk. Das Resultat dieses Werkes war ein durchaus negatives. Negativ nicht in dem Sinne, als ob die Leistung Böhm-Bawerks unzulänglich gewesen wäre, sondern negativ, weil keine der so zahlreichen Zinstheorien der Kritik Böhms standhielt. Böhm hat sich dadurch den Weg für seine eigene Theorie gleichsam geebnet.

Diese ist beherrscht von dem Gedanken, es müsse eine Ursache geben, die als das Wirkende den Zins als ihre Wirkung hervorbringt. Der Zins ist für Böhm-Bawerk die Wirkung einer Ursache, und diese Ursache ist die Wertüberlegenheit der Gegenwartsgüter gegenüber den Zukunftsgütern.

Schon über diese Grundauffassung Böhms könnte man streiten, indem sich nämlich an der Hand der Schrift Artur Schopenhauers „Über die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde“ zeigen ließe, daß der Satz vom Grunde, auf die empirische Welt angewandt, nur dann einen Sinn hat, wenn es sich um Veränderungen in dieser Welt handelt. Demnach hätte es zwar einen Sinn, beispielsweise nach der Ursache der Veränderungen der Zinshöhe zu fragen, nicht dagegen aber nach einer Ursache des Zinses selbst. Genau so wie es angesichts der Natur zwar einen Sinn hat, nach den Ursachen der Veränderungen in der Konstellation der Körperwelt zu fragen, dagegen keinen nach der Ursache der Körper selbst. Aber das würde zu sehr ins Philosophische führen und mag daher außer acht gelassen werden.

Erkennt man aber einmal die Frage nach einer Ursache des Zinses als eine sinnvolle an, dann wäre, da der Kredit, wie anfangs gezeigt wurde, rein begrifflich die Voraussetzung des Zinses ist, diese Ursache in den Bedingungen zu suchen, unter denen sich Kreditnehmer und Kreditgeber gegenübertreten. Darüber hinaus könnte man dann, auf die Gegenwart bezogen, eine Ursache des Zinses in den gesamten Verhältnissen und Bedingungen des kapitalistischen Wirtschaftssystems suchen, und dieses müßte folgerichtig

zu einer Betrachtung des Zinses im Rahmen dieses Systems führen. Indessen ist Böhm-Bawerk nicht diesen Weg gegangen.

Die Ursache, die nach ihm den Zins hervorbringt, ist nicht so in den Bedingungen des kapitalistischen Wirtschaftssystems verankert, daß sie mit dessen Wegfall selbst zu wirken aufhörte und damit den Zins zum Verschwinden brächte. Vielmehr besteht sie unabhängig davon und wirkt in jeder Wirtschaftsverfassung, weil die von ihm behauptete Wertüberlegenheit der Gegenwartsgüter gegenüber den Zukunftsgütern überall besteht, im Kommunismus ebenso wie in der Wirtschaft Robinsons, und überhaupt nur eine Konsequenz aus der Zeitgebundenheit aller Wirtschaft ist. Der Zins im Kommunismus und bei Robinson! — Diese absurde Konsequenz hat Böhm-Bawerk selbst und von sich aus durchaus folgerichtig gezogen, sie kennzeichnet besser als alles andere den Kern seiner Zinstheorie.

Zur Begründung der These von der Wertüberlegenheit der Gegenwartsgüter hat Böhm-Bawerk drei Gründe angeführt, die für die Haltbarkeit seiner Theorie von fundamentaler Bedeutung sind und demgemäß auch seine Kritiker in erster Linie beschäftigt haben [1]).

So anfechtbar diese These Böhms auch sein möge, sie sei hier einmal zu seinen Gunsten als richtig angenommen. Dann ist sie ein nach der üblichen Weise zum Prinzip einer Erklärung gemachter Gedanke, dessen Fruchtbarkeit für die Lösung des Zinsproblems ganz davon abhängt, ob es gelingt, auf seiner Grundlage eine ähnliche Darstellung der Genesis des Zinses zu geben, wie das etwa Marx auf der Grundlage des Mehrwertgedankens getan hat. Böhm-Bawerk hat sich selbst veranlaßt gefühlt, seinen Gedanken in diesem Sinne zu verwenden, und hat dabei, ähnlich wie Marx, den Kapitalgewinn der Unternehmer ins Auge gefaßt. Da er sich gelegentlich ausgebeten hat, seine Gedanken möchten möglichst mit seinen eigenen Worten wiedergegeben werden, so erscheint es nicht unangebracht, bei den diesbezüglichen Ausführungen von Zitaten ausgiebigen Gebrauch zu machen.

Es heißt in der zweiten Auflage der „Positiven Theorie des Kapitals“ S. 315 ff.: „Hiemit gelangen wir vor die eigentliche Hauptfeste des Zinsproblems, vor denjenigen Fall der Zinserscheinung,

1) Diese Kritik ist in neuerer Zeit durch Erik v. Sivers einer Sichtung unterzogen worden, die merkwürdigerweise die Einwände, die Emil Sax gegen Böhm-Bawerk erhoben hat, unberücksichtigt läßt, trotzdem Sax eine sehr gründliche und zugleich vernichtende Kritik an Böhm übt.

der nicht nur praktisch der belangreichste ist, sondern der auch gewöhnlich für den Urquell aller anderen von ihm nur abgeleiteten Zinserscheinungen gilt und um dessen Erklärung daher vornehmlich jener so viel verworrene Meinungskampf geführt wird, dessen Darstellung meiner ‚Geschichte und Kritik der Kapitalzinstheorien' einen nur zu reichlichen Stoff gegeben hat."

„Der obige Titel [1]) bezeichnet nämlich diejenige Tätigkeit, welche die Unternehmer ausüben und aus der sie ihren Kapitalgewinn ziehen. Sie kaufen Güter entfernterer Ordnung, Produktionsmittel wie Rohstoffe, Werkzeuge, Maschinen, Bodennutzungen und hauptsächlich Arbeitsleistungen ein und setzen sie durch den Produktionsprozeß in Güter erster Ordnung, in genußreife Produkte um. Dabei fällt für sie ein beiläufig im Verhältnis zur Größe ihres investierten Geschäftskapitales stehender Wertgewinn ab, der ‚ursprüngliche Kapitalzins' oder ‚Profit', wie ihn die einen, der ‚Mehrwert', wie ihn die anderen nennen. Wie ist nun dieser Gewinn zu erklären?"

„Ich muß die Erklärung mit der Feststellung einer wichtigen Tatsache einleiten. Die Güter entfernterer Ordnung sind nämlich, obschon sie körperlich gegenwärtig sind, ihrer wirtschaftlichen Natur nach Zukunftsware. Sie sind in ihrem gegenwärtigen Zustande zur Bedürfnisbefriedigung untauglich, bedürfen, um dazu tauglich zu werden, erst der Umformung in Genußgüter, und da dieser Umformungsprozeß natürlich Zeit erfordert, können sie ihre Dienste immer erst den Bedürfnissen einer zukünftigen Periode leisten und zwar frühestens einer Periode, die um die Dauer des zur Umformung nötigen Produktionsprozesses von der Gegenwart absteht."

„Begreiflicherweise kann dieser Umstand nicht ohne tiefgreifenden Einfluß auf ihre Bewertung bleiben. Wir schätzen, wie wir wissen, Güter entfernterer Ordnungen überhaupt nach dem Grenznutzen und Wert ihres genußreifen Schlußprodukts: Die Produktivmittelgruppe, aus der wir 100 Zentner Getreide erlangen, hat für unsere Bedürfnisbefriedigung genau dieselbe Bedeutung wie die 100 Zentner Getreide, in die sie sich verwandelt. Aber diese 100 Zentner, deren Wert die Richtschnur zu dem Wert der Produktivmittelgruppe abgibt, sind einstweilen noch künftige 100 Zentner, und künftige Güter sind, wie wir aus dem vorigen Abschnitte wissen, weniger wert als gegenwärtige: 100 künftige Zentner sind

1) „Der Kauf und die produktive Verwendung von Gütern entfernterer Ordnungen: Der Kapitalgewinn der Unternehmer."

also z. B. nur so viel wert als 95 gegenwärtige. Daraus folgt, daß auch die Produktivmittel, wenn man sie gegen gegenwärtige Güter abschätzt, einer geringeren als derjenigen Stückzahl genußreifer Schlußprodukte gleichwertig befunden werden, welche man aus ihnen erzeugen kann."

„Dies und nichts anderes ist der Grund des ‚billigen' Einkaufes von Produktivmitteln und insbesondere von Arbeit, den die Sozialisten mit Recht für die Quelle des Kapitalgewinnes, aber mit Unrecht rundweg für die Frucht einer Ausbeutung der Arbeiter durch die Besitzenden erklären. Der Einkauf ist nicht so billig als er scheint. Der Anschein der Billigkeit kommt zumeist daher, daß man den Preis an einem anderen Maßstabe mißt als die Ware; gleichsam an einer längeren Elle, an der die gleiche Größe schon durch eine geringere Anzahl von Einheiten dargestellt wird. Die Produktivmittel, bzw. ihr Erträgnis, auf das man es bei ihrem Kauf abgesehen hat, sind Zukunftsware; und den Preis bemißt und bezahlt man in wertvolleren gegenwärtigen Gütern. Daß man nun hier die größere Zahl minderwertiger Zukunftsgüter schon durch eine kleinere Zahl wertvollerer Gegenwartsgüter erkauft, heißt so wenig ‚billig' einkaufen, als es ‚billig' ist, wenn man 100 Gulden des 50-Guldenfußes schon für 90 Stück des 45-Guldenfußes erwirbt. Daran aber, daß die Zukunftsware, die die Arbeiter zu verkaufen haben, weniger wertvoll ist als die Gegenwartsware, die die Kapitalisten anzubieten haben, tragen nur zum geringeren Teile die Besitzverhältnisse, zum weitaus größeren Teile elementare Tatsachen der menschlichen Natur und der Produktionstechnik die Schuld, Tatsachen, die wir im vorigen Abschnitte ausführlich geschildert haben."

„Wir wissen nun, daß der Unternehmer die Zukunftsware ‚Produktivmittel' um eine hinter der Stückzahl ihres künftigen Erträgnisses zurückbleibende Stückzahl gegenwärtiger Güter erkauft. Wie kommt er nun zu seinem Kapitalgewinn? — Ganz einfach. Zwar aus dem ‚billigen' Kauf resultiert er noch nicht, denn er hat die Ware ihrem jetzigen Wert entsprechend teuer gekauft; sondern der Gewinn entsteht erst in seiner Hand. Seine Zukunftsware reift nämlich während des Fortschreitens der Produktion zur Gegenwartsware aus und wächst damit in den Vollwert der Gegenwartsware hinein. — Kurz, in dem Maß als die Zeit fortschreitet, tilgt sie die Ursachen, aus denen die einstige Zukunftsware einen Wertabschlag erfuhr

und führt sie in den vollen Wert der Gegenwartsware hinein: Der Wertzuwachs ist der Kapitalgewinn.“ —

„Dies ist die Wahrheit über den Kapitalgewinn der Unternehmer. Ich hoffe, man wird sie einfach genug finden. Die Sozialisten pflegen jenen Gewinn mit Vorliebe als „Mehrwert“ zu bezeichnen: Diese Bezeichnung trifft in vollerem Maße zu, als die Sozialisten bei ihrer Namengebung es wohl ahnten. Er ist buchstäblich ein Gewinn aus dem Wertwachstum der Zukunftsware, die in der Hand der Unternehmer in genußreife Gegenwartsware verwandelt wird“.

Also das Wertwachstum der Zukunftsgüter ist der Weisheit letzter Schluß. Das letzte und leere Wort dieser Theorie. Denn, was bedeutet das: Hineinwachsen in den Vollwert der Gegenwartsware? Was bedeudet Vollwert? Ich muß gestehen. daß sich mein Kopf ein ganzes Jahr lang vergeblich gemartert hat, um hinter derartige Worte eine auch nur halbwegs klare Vorstellung, geschweige denn einen festumrissenen Begriff zu setzen. Tastet man sich aber von diesen Worten wieder zu der Wirklichkeit vor, die doch eine brauchbare Theorie niemals aus dem Auge verlieren darf; fragt man sich, ob es denn in der Welt der Tatsachen ein Analogon zu dem gibt, was hier mit den Worten „Vollwert der Gegenwartsware“, „Wertwachstum“ oder sonstwie bezeichnet wird, dann wird alsbald klar, daß das „Wertwachstum“ lediglich ein nebelhafter Ausdruck für die Tatsache ist, daß bei Unternehmungen in der Regel — es muß durchaus nicht immer der Fall sein — G zu G_1 wird. In der Wirklichkeit entspricht dieser Vorgang dem angeblichen Hineinwachsen in den Vollwert der Gegenwartsware, bloß daß er nicht ein sogenanntes Wertwachstum, sondern ein Geldwachstum bedeutet. Über der Wertideologie vergißt Böhm-Bawerck das Geld, trotzdem er von seinem von ihm aufs heftigste bekämpften Gegner Karl Marx hätte lernen können, daß der „Mehrwert“, dessen Existenz er ja nicht bestreitet, „versilbert“ werden muß. Böhm bleibt mit seinen Ausführungen gerade auf der Schwelle stehen, von der aus der nächste Schritt unweigerlich in die Geld- und Warenzirkulation hineinführt, und bietet dadurch das eigentümliche Bild eines Nationalökonomen, der gerade das unbeachtet läßt, was sein eigentliches Objekt ist, nämlich die Geld- und Warenzirkulation, bzw. die in ihr sich darstellenden volkswirtschaftlichen Zusammenhänge.

Wo bleibt den der „Vollwert der Gegenwartsgüter“ beim Bankrottmacher, der doch auch Zukunftsgüter in Gegenwartsgüter um-

gesetzt hat und dem das Geld, welches für ihn viel wichtiger ist als der „Vollwert", nicht zurückfließen will? In welcher Weise wird denn der „Vollwert der Gegenwartsgüter" realisiert, d. h. in Geld verwandelt und wo kommt das Geld her, das zu seiner Versilberung nötig ist? Fragen dieser Art hat Böhm-Bawerk niemals berührt. Dagegen hat sich Marx veranlaßt gesehen, um ihretwillen den 2. und 3. Bd. des „Kapital" zu schreiben. Er hätte wohl seinen Geger darauf aufmerksam gemacht, daß dieser einen ähnlichen kleinen Nachtrag noch liefern müsse, bevor er mit ihm diskutiere.

In dieser Richtung bedarf demnach die Agiotheorie einer Ergänzung selbst dann, wenn man die umstrittene oder besser die unhaltbare These von der Wertüberlegenheit der Gegenwarts- gegenüber den Zukunftsgütern als stichhaltig anerkannt. Hätte nun Böhm aber seine Theorie zu Ende gedacht und gezeigt, auf welche Weise sein „Mehrwert" in Geld verwandelt wird, dann wäre allerdings dieser Geldmehrwert nicht die Frucht der Ausbeutung, aber er wäre eben doch arbeitsloses Einkommen, mit dem man Güter kaufen kann. Diese Güter aber sind wiederum die Frucht der Arbeit, und so käme selbst Böhm um einen richtigen Kern der Ausbeutungstheorie nicht herum, trotz seiner Bemühungen diese zu widerlegen und somit den Zins wieder in ein freundlicheres Licht zu setzen. Selbst der Antipode von Marx konnte offenbar nicht beweisen, daß den Zinsempfängern die gebratenen Tauben in den Mund fliegen. Dies zu beweisen ist selbst mit den größten Sophismen nicht möglich. Wozu aber dann die Bemühungen?

Der Gedanke, daß es notwendig sei, den Zins aus einer besonderen Ursache abzuleiten, hat in neuerer Zeit zu einer sog. „dynamischen Theorie" geführt. Sie ist 1912 erschienen im Rahmen der „Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung" von Schumpeter und basiert auf der Auffassung, daß in einer statischen, d. h. fortschrittslosen Volkswirtschaft auf die Dauer alle Kapitalgewinne durch die Konkurrenz und das Gesetz der Zurechnung hinweggeschwemmt würden [1]). Sollen Kapitalgewinne dennoch entstehen, so müssen die Gründe dafür außerhalb der Voraussetzungen liegen, welche ihr Verschwinden bewirken. Die Gründe für die Möglichkeit

1) Es wird niemals möglich sein, diese Auffassung Schumpeters auf ihre Richtigkeit zu prüfen. Denn das Kriterium aller Wahrheit ist hier in letzter Linie immer nur der Vergleich mit der Wirklichkeit. Dieser ist aber hier deshalb unmöglich, weil es einen statischen Zustand der Volkswirtschaft nie gegeben hat und wohl auch nie geben wird.

von Kapitalgewinnen müssen außerhalb der Statik, d. h. in dem Moment der Entwicklung, des Fortschrittes, liegen. Als Träger dieser Entwicklung erscheint bei Schumpeter der Unternehmer. Dieser ist dauernd darauf bedacht, den Produktionsprozeß umzugestalten, ihn zu verbessern, neue Kombinationen durchzusetzen und auf diese Weise Gewinne zu erzielen. Und diese Gewinne sind für Schumpeter zugleich die Quelle für alle vom Unternehmer zu zahlenden Zinsen. Der Unternehmer erscheint bei Schumpeter ähnlich wie bei Marx als der Agent und die Triebfeder der kapitalistischen Produktion, der einen „Mehrwert" realisiert, welcher sich aber nicht aus der Ausbeutung der Arbeiter ergibt, sondern einfach als Frucht der Unternehmertätigkeit erscheint.

Diese Theorie hat insofern einen gewissen Wahrheitsgehalt, als sie, wie Schumpeter selbst nachdrücklichst betont, der Wirklichkeit entnommen ist. Sie ist die einzige Theorie, die dem obersten Grundsatz aller empirischen Wissenschaften: veritas est adaequatio rei et intellectus, einigermaßen genügt.

VI. Ergebnis.

Soweit im ersten bis vierten Abschnitt die Fragen, welche die Zinstheoretiker beschäftigt haben, einer Lösung entgegengeführt wurden, die sich bemüht hat, nicht nur eine logisch einwandfreie, sondern zugleich eine mit der Wirklichkeit in Uebereinstimmung befindliche zu sein, war das Resultat der vorliegenden Arbeit ein positives. Dagegen war das Ergebnis des fünften, der Zinstheorie gewidmeten Abschnittes aus den dargelegten Gründen ein wesentlich negatives. Dadurch berührt es sich mit dem schon auf S. 54 erwähnten gleichfalls negativen Resultat der „Geschichte und Kritik der Kapitalzinstheorien".

Wenngleich sich Böhm-Bawerk mit diesem ausgezeichneten Teil seines Werks ein bleibendes Verdienst um die Wissenschaft erworben hat, so konnte doch seine eigene „Agiotheorie" nicht als brauchbar anerkannt werden, und dasselbe galt bezüglich der Produktivitäts- und Äquivalenztheorien. Was die letzteren anbetrifft, so wird man sich allmählich von dem Glauben befreien müssen, daß Hinweise auf irgendwelche mit dem Bildungsprozeß des Kapitals im Zusammenhang stehende Leistungen oder Opfer des Kapitaleigentümers für die Lösung des Zinsproblems irgendwie von Belang seien. Denn als die Frucht derartiger Leistungen kann immer nur das Kapital angesehen werden. Daß aber dieses Kapital, wenn

es einmal entstanden ist, ad infinitum Zinsen trägt, ist eine Tatsache, die offenbar zum Bildungsprozeß des Kapitals gar keine Beziehung mehr hat. Wie aus S. 372—73 der „Geschichte und Kritik der Kapitalzinstheorien" hervorgeht, hat dies schon Böhm-Bawerk erkannt, und es ist beinahe unverständlich, daß diesen Leistungs- oder Opfertheorien heute noch eine Bedeutung beigemessen wird, die ihnen infolge der Kritik Böhms gar nicht mehr zukommt. Daß das gestohlene oder durch Betrügereien ergatterte Kapital ebensogut Zinsen trägt wie die Spargroschen der „kleinen Leute", sollte doch den Vertretern dieser Theorien zu denken geben, denn gerade hier zeigt sich in eklatanter Weise, daß die Zinszahlung nicht wie die Opfertheoretiker aller Schattierungen gerne möchten, an den Kapitalbildungsprozeß bzw. an irgendwelche mit ihm verbundene Leistungen oder Opfer, sondern lediglich an das Darlehnsgeschäft anknüpft, ohne welches der Zins gar nicht denkbar ist.

Gegenüber diesen unbrauchbaren oder mangelhaften Theorien zeigte bloß die Theorie Schumpeters einen gewissen Wahrheitsgehalt. Ferner wurde auf S. 45 ein richtiger Kern der Ausbeutungstheorie hervorgehoben. Der Sinn dieser Wendung wurde schon an jener Stelle hinlänglich klargestellt und ergab sich aus den im vierten Abschnitt angestellten Betrachtungen. Er braucht daher nicht nochmals dargelegt zu werden.

Für die an der erwähnten Stelle angestellten Betrachtungen ist nun allerdings die gebrauchte Wendung insofern ein schlechter Ausdruck, als das Wort „Ausbeutung" bereits von den Sozialisten beschlagnahmt ist, und zwar als Bezeichnung für gewisse, an die Lage des Proletariats anknüpfende Dinge, die aber mit den diesbezüglichen Betrachtungen in dieser Arbeit nichts Gemeinsames haben. Sie mag daher ruhig fallengelassen werden, sofern man nur jene Sachlage, zu deren Bezeichnung sie gebraucht wurde, nicht aus dem Auge verliert. An dieser Sachlage, d. h. an der Tatsache, daß an dem erarbeiteten Sozialprodukt auch die Empfänger arbeitslosen Einkommens Teil haben, kann aber die Wissenschaft ebensowenig vorbeisehen, als sie dazu berufen ist, um dieser Tatsache willen den Zins zu verurteilen oder zu rechtfertigen. Denn da der erwähnte Sachverhalt nur eine notwendige Folge der Existenz des Zinses ist, dieser aber im Eigentum, und darüber hinaus in den gesamten Verhältnissen und Bedingungen der kapitalistischen Wirtschaftsordnung, dermaßen verankert ist, daß er aus dieser gar nicht hinweggedacht werden kann, da ferner Zu-

sammenhänge wie: ohne Zins kein Kredit — ohne Kredit keine Produktion — ohne Produktion keine Lebensmöglichkeit, so sehr auf der Hand liegen, daß man mit Blindheit geschlagen sein müßte, um sie nicht zu sehen, so kann man vernünftigerweise den Zins nur vom Standpunkt einer anderen „besseren" Gesellschaftsordnung verurteilen. Das letztere tun die Sozialisten und beweisen dadurch, daß eine Verurteilung des Zinses die Alternative Kapitalismus—Kommunismus involviert. Über die letztere aber kann offenbar nicht die Wissenschaft entscheiden, denn hier handelt es sich um ganz prinzipielle Fragen, die jeder Einzelne bei sich selbst lösen muß. Dies hat in einer Rede auch der Sozialist R. Hilferding ungefähr mit den Worten zum Ausdruck gebracht: „Die gefährlichsten Gegner des Sozialismus sind nicht diejenigen, die seine Wahrheiten zu widerlegen oder zu verschleiern versuchen, sondern diejenigen, die diese Wahrheiten erkannt haben und dennoch seine Gegner sind."

Es gibt also hier der Wahrheit, d. h. in diesem Fall einer gewissen Richtigkeit der Ausbeutungstheorie zum Trotz, noch ein „dennoch". Dies aber beweist, daß bei diesen Fragen sich die Diskussion nicht mehr im Fahrwasser der Wissenschaft bewegt.

Literaturverzeichnis.

Amonn, Objekt und Grundbegriffe der theoretischen Nationalökonomie. 1911.
Böhm-Bawerk, Art. „Zins". Handw. d. Staatswiss., 3. Aufl.
— Geschichte und Kritik der Kapitalzinstheorien. Innsbruck 1900.
— Positive Theorie des Kapitals, 2. Aufl. Innsbruck 1902.
Bortkiewicz, Der Kardinalfehler der Böhm-Bawerkschen Zinstheorie. Schmollers Jahrb., 30. Jahrg., Heft 3.
Cassel, Theoretische Sozialökonomik.
Diehl, Sozialwissenschaftliche Erläuterungen zu David Ricardos Grundgesetzen der Volkswirtschaftslehre, 2. Teil, 4. Kap. Leipzig 1905.
— Über das Verhältnis von Wert und Preis im ökonomischen System von Karl Marx. Jena 1898.
Gide und Rist, Geschichte der volkswirtschaftlichen Lehrmeinungen. Jena 1913.
Gottl, Der Wertgedanke ein verhülltes Dogma der Nationalökonomie. Jena 1897.
— Die wirtschaftliche Dimension. Jena 1923.
Hainisch, Die Entstehung des Kapitalzinses. (Festgaben für Adolf Wagner.) Leipzig 1905.
Heller, Grundprobleme der theoretischen Nationalökonomie. Leipzig 1921.
Hilferding, Das Finanzkapital. Wien 1910.
Lassalle, Herr Bastiat Schulze-Delitzsch.

Lexis, Systematisierung, Richtungen und Methoden der Volkswirtschaftslehre; in: Die Entwicklung der deutschen Volkswirtschaftslehre im 19. Jahrh. Leipzig 1908.
— Allgemeine Volkswirtschaftslehre, S. 137—171. Berlin-Leipzig 1910.
Liefmann, Grundsätze der Volkswirtschaftslehre, 2. Bd., 9. Teil. Stuttgart-Berlin 1919.
Luxemburg, R., Die Akkumulation des Kapitals. Berlin 1913.
Marx, Das Kapital, Bd. 1—3. 2—4. Aufl. 1890.
Oncken, Geschichte der Nationalökonomie, 2. Buch, § 3. 1902.
Oswald, H., Zur Zinstheorie. Schmollers Jahrb., 31. Jahrg., 3. Heft; ebenda: Entgegnung von Bortkiewicz.
Quesnay, Allgemeine Grundsätze der wirtschaftlichen Regierung eines Ackerbau treibenden Reiches. Deutsch von Valentin Dorn. 1921.
Ricardo, Grundsätze der Volkswirtschaft und Besteuerung. Deutsch von Baumstark.
Sax, Emil, Der Kapitalzins. Kritische Studien. Berlin 1916.
Schumpeter, Wesen und Hauptinhalt der theoretischen Nationalökonomie. Leipzig 1908.
— Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung. Leipzig 1912.
Sivers, Erik v., Böhm-Bawerk im Lichte der deutschen Kritik. Diss. Jena, 1924.
Smith, Untersuchungen über die Natur und Ursachen des Völkerreichtums, Buch 1. Deutsch von Stöpel.
Sombart, Zur Kritik des ökonomischen Systems von Karl Marx. Arch. f. soz. Gesetzg., Bd. 7., 1894.
Wilbrandt, Die Lehre von der Verteilung des Produktionsertrags; in: Die Entwicklung der deutschen Volkswirtschaftslehre im 19. Jahrh.
— Theorie der Volkswirtschaft. Stuttgart 1925.

Lebenslauf.

Ich wurde am 26. Mai 1899 zu Rosenau bei Kronstadt in Siebenbürgen geboren, entstamme einer alten siebenbürgisch-sächsischen Bauernfamilie und bin rumänischer Staatsangehöriger deutscher Nationalität und lutherischen Bekenntnisses. Ich habe die Volksschule in Rosenau und das deutsch-evangelische Gymnasium in Kronstadt (Brosov) besucht, erwarb daselbst nach einer Schulzeit von insgesamt zwölf Jahren das Zeugnis der Reife im April 1917 und trat noch in demselben Monat bei dem damals in Prag stationierten k. u. k. Inf.-Reg. No. 2 in den Dienst. Meine Versetzung in die Garnison Budapest ermöglichte mir im Mai 1918 den Beginn des Studiums der Medizin an der dortigen Universität, welches ich jedoch im Dezember desselben Jahres unterbrechen mußte, weil der Anschluß Siebenbürgens an Rumänien mich zur Rückkehr in die Heimat zwang und im Frühjahr 1919 meine Einreihung in die Armee des neuen Rumänien nach sich zog. Erst im Sommersemester 1920 konnte ich mein Studium in Marburg a. d. Lahn wieder aufnehmen. Nach vier Semestern in Marburg entsagte ich zu Beginn des Sommersemesters 1922 dem Studium der Medizin, trat zur philosophischen Fakultät über und widmete mich seither dem Studium der Wirtschafts- und Rechtswissenschaft. Als Student dieses Faches habe ich außer der philosophischen Fakultät der Universität Marburg nur derjenigen von Berlin, während des Sommersemesters 1923, angehört. Ich erhielt am 25. November 1922 das Zeugnis über die ärztliche Vorprüfung (Physikum) und bestand am 1. März 1926 das Rigorosum zum Dr. phil.

Frommannsche Buchdruckerei (Hermann Pohle) in Jena. — 5546